

Studienkreis Rundfunk und Geschichte Mitteilungen

1. Jahrgang Nr. 5 - Oktober 1975

Nachrichten und Informationen: Tondokumente des Hörspiels - Versuch über Grimme - Rundfunkgeschichte im Bundesarchiv - Ist die Tagesschau verständlich? - Der neue Vorstand	Seite 1
Schwarzes Brett	Seite 4
Wilhelm Treue: Zwischenbilanz in Berlin	Seite 5
Friedrich P. Kahlenberg: Quellen der Rundfunkforschung. Zu den beiden Frühjahrstagungen 1975 des Studienkreises in Grünberg und Bad Homburg	Seite 9
Bibliographie 5. Dissertationen	Seite 13
Rezension W.B.L. über Follath: Ein internationaler Vergleich	Seite 15
Helmut Hammerschmidt: ARD heute. Bilanz und Ausblick	Seite 17
Joachim-Ernst Behrendt: Der Jazz als Indiz. Beiträge zu einer Geschichte des Jazz am deutschen Rundfunk	Seite 26
Jörg Drews: Wie die deutschen Rundfunkarchive der Literaturwissenschaft helfen könnten	Seite 36

Mit Nr. 5 schließt der erste Jahrgang der MITTEILUNGEN ab, die trotz mahrender Bedenken bald auch außerhalb des Studienkreises wachsende Beachtung gefunden haben. Die Jahrestagung 1975 in Berlin war Plattform für eine Bilanz "ARD heute" des SWF-Intendanten Helmut Hammerschmidt - vollständiger Text in dieser Ausgabe. Das Referat "25 Jahre ARD" von Prof. Günter Herrmann ist im Wortlaut in "Rundfunk und Fernsehen" nachzulesen. Für Attraktionen sorgte in Berlin Joachim-Ernst Behrendt, der sich des Auftrags des Studienkreises zu einem Referat über die Geschichte des Jazz im Rundfunkprogramm mit Glanz entledigte - im ersten Teil hier nachzulesen. Als drittes der Referate der Bad Homburger Archivartagung vom Frühjahr 1975 folgt hier der Beitrag des Bielefelder Literaturwissenschaftlers Jörg Drews. Die Untersuchungsreihe "Rundfunkwissenschaft im Dritten Reich" von Hans Bohrmann und Arnulf Kutsch muß dieses Mal aus Platzgründen weichen und wird in Nr. 1 des Jahrgangs 2 fortgesetzt. Vorgesehen ist für die nächste Ausgabe der MITTEILUNGEN gleichfalls ein Aufsatz von Wolf Bierbach über rundfunkgeschichtliche Initiativen des Niederländischen Rundfunks in Hilversum. Über die Jahrestagung 1976 in Kiel sind vorbereitende Gespräche im Gang.

NACHRICHTEN UND INFORMATIONEN

Tondokumente des Hörspiels

Als Nr. 3 der Katalogserie Bild- und Tonträger-Verzeichnisse, herausgegeben vom Deutschen Rundfunkarchiv, erschien soeben der Band "Tondokumente des deutschsprachigen Hörspiels 1928 - 1945", zusammengestellt und bearbeitet von H. Joachim Schauss. Der durch sechs Register - Titel, Autoren, Komponisten, Regisseure, Interpreten und Sender - aufgeschlossene Band enthält Angaben zu 101 meist im DRA aufbewahrten Hörspielen des angegebenen Zeitraums, die in der Bundesrepublik Deutschland, in Österreich und in der Schweiz erhalten geblieben sind. (HH)

Versuch über Grimme

Armin Hermann, Professor für Geschichte der Naturwissenschaften und Technik an der Universität Stuttgart, hat in dem Sammelband "Vorbilder für Deutsche - Korrektur einer Heldengalerie", herausgegeben von Peter Glotz und Wolfgang R. Langenbacher (München 1974), einen biographischen Essay über Adolf Grimme (1889-1963) vorgelegt, der freilich nur in wenigen Zeilen auf die Amtszeit Grimmes als Generaldirektor des NWDR (1948-1956) eingeht. Eine Feststellung wie die, Grimme habe acht Jahre versucht, "die Zerschlagung dieser größten und finanzkräftigsten Sendeanstalt in der Bundesrepublik zu verhindern", läßt vermuten, daß dem Autor die bisher vorliegenden Forschungsergebnisse zur Geschichte des NWDR unbekannt geblieben sind. Von der "Zerschlagung" des NWDR kann ernsthaft erst mit dem Beginn der Bemühungen Nordrhein-Westfalens um die Gründung einer eigenen Anstalt Anfang 1954 die Rede sein. Der Beitrag, der den Wissenschaftler und Politiker Grimme auf der Basis von bisher zum Teil unbekanntem Quellenmaterial darstellt, zeigt, daß Ergebnisse rundfunkgeschichtlicher Forschung durchaus noch nicht überall berücksichtigt werden. Und es erweist sich wieder einmal, welche Fülle von Stoff die Rundfunkgeschichte gerade auch biographisch aufzuarbeiten hat. (Fö)

Rundfunkgeschichte im Bundesarchiv

Die Arbeiten an einem Findbuch zu dem Bestand Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda (R 55) konnten im Bundesarchiv jetzt abgeschlossen werden. Die Aktenüberlieferung dieses Ministeriums, das bekanntlich von 1933-1945 für den Rundfunk, das beginnende Fernsehen und die sonstigen publizistischen Medien zuständig war, ist für die Geschichte des Rundfunks im Dritten Reich von großer Bedeutung. Wie im Falle zahl-

reicher anderer Ministerialressorts aus der Zeit vor 1945 sind auch die Akten des Propagandaministeriums zwischen dem Bundesarchiv und dem Zentralen Staatsarchiv Potsdam aufgeteilt. Von der hier besonders interessierenden Abteilung Rundfunk des Propagandaministeriums befindet sich sogar der wesentlichere Teil in Potsdam. Informationen über den Inhalt der dort befindlichen Bände wurden jedoch in das Findbuch des Bundesarchivs mit eingearbeitet.

Zu den Bereichen, für die das neue Findbuch Quellen zur Rundfunkgeschichte erschließt, gehören: Haushalts- und finanzielle Fragen, insbesondere der Reichsrundfunkgesellschaft, der Reichsrundfunkkammer und sonstiger Einrichtungen des Rundfunks (u.a. Arbeitsstelle für Rundfunkkunde an der Universität Berlin, Interradio AG, Rundfunkarbeitsgemeinschaft), die sich in der gut überlieferten Haushaltsabteilung des Ministeriums befinden. Personalfragen des Rundfunks sind in der ebenfalls gut überlieferten Personalabteilung des Ministeriums dokumentiert; unter anderem die Besetzung von Intendantenposten bei den Reichssendern und Gehaltsfragen der Mitarbeiter. Innerhalb der Rundfunkabteilung stellen die vom Referat Rundfunk-Erkundung erarbeiteten Berichte über innen- und außenpolitische Tendenzen bei den Feindstaaten, ihre Propaganda und ihr Eingehen auf die deutsche Propaganda einen verhältnismäßig abgeschlossenen Komplex dar. Diese Berichte wurden aufgrund der vom Sonderdienst Seehaus abgehörten ausländischen Rundfunksendungen erstellt. Nur vereinzelt findet sich Material zur Programmgestaltung im Rundfunk. Hervorzuheben sind jedoch zwei sehr interessante Bände mit Protokollen der Redaktionssitzungen der Reichsrundfunkgesellschaft (Okt. 1941 - Aug. 1943). Ein weiterer Band für die Zeit Juni 1944 - März 1945 liegt in den Handakten des Leiters der Abteilung Rundfunk, Fritzsche, vor, die vor allem Hörerpost, darunter auch anonym kritisierende, ferner einzelne Manuskripte der Kommentare Fritzsches enthalten.

Als Vorakten aus dem Reichsministerium des Innern befinden sich in dem Bestand die Handakten von Oberregierungsrat Scholz aus seiner Tätigkeit als Vertreter der Reichsregierung in den Überwachungsausschüssen und Aufsichtsräten der Berliner Funkstunde AG und der Deutschen Welle GmbH. Diese Bände betreffen insbesondere das Vortragswesen im Rundfunk. Vielfach finden sich darin Manuskripte geplanter Vorträge mit Korrekturvermerken; genannt seien hier eine Ansprache von Goebbels "Der Nationalsozialismus als staatspolitische Notwendigkeit" vom Juni 1932 und eine "Rede zur Jugendweihe" von Erich Ollenauer vom September 1927. In den anderen Abteilungen des Ministeriums findet sich im übrigen vereinzelt Material über die Rundfunkorganisation in den besetzten und eingegliederten Gebieten, ohne daß man hier aber von geschlossenen Überlieferungen sprechen könnte.

Zur Zeit werden die Akten technisch aufbereitet (gelumbeckt und, falls erforderlich, restauriert), um anschließend verfilmt zu werden. Wenn diese Arbeit in ca. 1 1/2 Jahren abgeschlossen sein wird, werden Findbuch und Filme unter den üblichen Bedingungen des Bundesarchivs käuflich zu erwerben sein.

Dr. Wolfram Werner

Ist die Tagesschau verständlich?

Zu diesem Thema hat die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) am 29. April 1975 in Wiesbaden einen öffentlichen Diskussionsabend veranstaltet. "Tagesschau" stand pars pro toto für Nachrichtensprache im Fernsehen. Diskussionsgrundlage war das Neueste vom Tage, nämlich die Tagesschau (20 Uhr) und die Sendung Heute (21 Uhr).

Mit der "philologischen Analyse durch Otto Normalverbraucher" konnten die beiden Anstalten - zumindest für diesen Abend - zufrieden sein. Kommt die Nachrichtensprache bei Pauschalurteilen schlecht weg, so schneidet sie verhältnismäßig gut ab, wenn eine bestimmte Nachrichtensendung Wort für Wort und Satz für Satz kritisch betrachtet wird. Natürlich bleiben Wünsche offen, beispielsweise wenn Fachsprache und Gemeinsprache oder Hypotaxe und Parataxe gegeneinander abgewogen werden. Auch über die Wortfolge im Satz, besonders über die Stellung der Verneinung (Wortverneinung oder Satzverneinung?) kann man streiten. Gegen die von den Nachrichtenredakteuren verfaßte Sprache fällt diejenige in den zwischengeschalteten Interviews nicht selten stark ab. Doch der erste Abend dieser Art diente weniger dem Finden von Ergebnissen als vielmehr dem Fördern sprachkritischen Zuhörens. Läßt sich so etwas üben? Eine erste Antwort darauf erhalten wir vielleicht schon am 27. Januar 1976. Dann fragen wir: "Sind die Rundfunknachrichten verständlich?" Dazu werden sich hoffentlich Redakteure aller Couleurs diskussionsfreudigen Hörern stellen.

Dr. Uwe Förster

Die ordentliche Mitgliederversammlung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte e.V. hat am 6. September 1975 in Berlin für zwei Jahre den folgenden Vorstand gewählt:

Vorsitzender: Prof. Dr. Wilhelm Treue, Göttingen
Stellvertretende
Vorsitzende: Dr. Harald Heckmann, Frankfurt
Ludwig Kroll, Mainz
Schatzmeister: Direktor Friedrich Bender, Frankfurt
Schriftführer: Walter Först, Köln
Beisitzer: Prof. Walter Bruch, Hannover
Dr. Ansgar Diller, Frankfurt
Prof. Dr. Friedrich P. Kahlenberg, Koblenz
Prof. Dr. Winfried B. Lerg, Münster

SCHWARZES BRETT -----

Köln, im August 1975

Zusätzlich zu der Besprechung von Friedrich P. Kahlenberg in den MITTEILUNGEN Jg.1, Nr.2 möchte ich auf folgende Druckfehler (?) im Katalog des Goethe-Instituts "50 Jahre Deutscher Rundfunk" hinweisen:

- S. 23 Hermann Kasack (nicht Kasak)
Friedrich Wolf (nicht Wolff)
- S. 29 erste übertragene Rede Hindenburgs war
am 17.8.1925 aus Bochum (nicht November
1926)
Hünefeld (nicht Hühnefeld)
- S. 34 Hadamovsky (nicht Hadamowski)
- S. 35 Heinrich Giesecke (nicht Gisike)
- S. 36 Hadamovsky
- S. 38 Hugh Carleton Greene (nicht Green)
- S. 43 Rundfunk in der Bundesrepublik (nicht der)
- S. 50 Arnolt Bronnen (nicht Arnold)
Friedrich Wolf
- S. 51 Gustaf Gründgens (nicht Gustav)
- S. 57 Hamburg und Köln beginnen am 25.12.1952
mit dem Fernsehen

Unter dem Motto des Goethe-Instituts "Pflege deutscher Sprache und Kultur" findet dies bedenklich

Dr. Rosmarein Roßbach

Wilhelm Treue:
ZWISCHENBILANZ IN BERLIN

Die Zeit der Jubiläen ist vorüber - und der Studienkreis lebt immer noch, er hat sogar ein paar Mitglieder mehr als vor einem Jahr, nämlich 185; vor einem Jahr waren es 159. Vor zwei Jahren habe ich meinen Tätigkeitsbericht hier in Berlin mit einem Hinweis auf das Jubiläumsjahr begonnen. Am 27. Mai dieses Jahres hat Herr Intendant Bausch an ein anderes Jubiläum erinnert. In einem Referat "25 Jahre ARD - 25 Jahre Rundfunkpolitik" hat er über die Situation im Jahre 1950, über Unabhängigkeit vom Staat und über Dezentralisation, über das Verdienst der "Dritten Gewalt", über die "Rundfunkfreiheit", die Rundfunkpolitik der Ministerpräsidenten, den Wettbewerb der Medien, die materielle Basis des Rundfunks berichtet und dann erklärt: "Die meisten journalistischen Arbeiten über das Rundfunksystem in der Bundesrepublik Deutschland weisen einen gemeinsamen Mangel auf: sie negieren die historische Dimension. Es kann jedoch nur angemessen analysieren, gerecht urteilen und realisierbare Vorschläge für Änderungen unterbreiten, wer einigermaßen überblickt, wie der Rundfunk in diesem Lande geworden und gewachsen ist. Schon ein oberflächlicher internationaler Vergleich lehrt, daß die Rundfunkorganisation jedes Landes eingeflochten ist in die jeweilige Staats- und Gesellschaftsform. Die Geschichte des Rundfunks in Deutschland bestätigt diese Einsicht, selbst wenn wir uns zeitgeschichtliche Abschnitte der Weimarer Republik, des Dritten Reiches und der Nachkriegszeit vor Augen halten. Der Rundfunk und seine organisatorische Verfassung spiegeln immer und überall die politischen und gesellschaftlichen Konditionen in ihrem Wandel. Wenn es wenigstens gelänge, aus der bisherigen Rundfunkgeschichte Lehren in der Qualität zu ziehen, wie sie das Grundgesetz aus den Erfahrungen der Weimarer Republik gezogen hat, könnte man einigermaßen getrost in die medienpolitische Zukunft sehen."

Herr Bausch, promovierter Rundfunkhistoriker, langjähriger Intendant des Süddeutschen Rundfunks und gegenwärtig ARD-Vorsitzender, hat damit in seiner historisch fundierten Verantwortung nicht nur auf einen weiteren Jubiläumstermin aufmerksam gemacht, sondern auch auf seine uns bekannte, ganz persönliche Art empfohlen, aus fünfzig und fünfundzwanzig Jahren Erfahrung Lehren für die Zukunft zu ziehen. Prof. Bausch sprach auf dem Presseseminar der ARD Ende Mai in Königstein. Das Presseseminar war von den ARD-Intendanten beschlossen worden, um den Informationsstand der Redakteure der Tages- und Programmpresse über Fragen des Rundfunks zu verbessern. Offiziell wurde das Treffen von der ARD als nützlich und lehrreich für beide Seiten bezeichnet. Dennoch darf bezweifelt werden, ob es noch einmal zu einer solchen Veranstaltung kommt.

Vor einem Jahr konnte der Vorstand Ihnen in München die erste Nummer unseres Mitteilungsblattes überreichen. Es sind inzwischen mehrere weitere Nummern erschienen. Ich glaube, wir können mit diesem Medium unseres Studienkreises ganz zufrieden sein. Heute können wir Ihnen zeigen, aber der Kosten wegen leider nicht überreichen die ersten drei Bände einer Schriftenreihe, die unser Studienkreis durch Herrn Lerg herausgibt. Der dritte Band dieser Reihe Rundfunkforschung ist dadurch besonders bemerkenswert, daß der Gedanke, ihn zu publizieren, auf dem ersten Grünberger Doktoranden-Kolloquium geboren wurde - und mit ihm zugleich überhaupt der Gedanke, eine solche wissenschaftliche Buchreihe des Studienkreises zu veröffentlichen. Die Herren Lerg und Steininger haben

mit der Vorbereitung dieses Bandes sehr viel Arbeit gehabt, und wir alle sind ihnen zu Dank dafür verpflichtet. Übrigens man könnte heute einen ganz netten Aufsatz über die Geschichte dieses Vorhabens vom ersten Geistesblitz bis zu dem Band schreiben, der in etwa einem Monat erscheinen wird. Geld spielte auch hier eine zentrale Rolle, richtiger die Beschaffung von Geld und zugleich der Verzicht auf Geld. Denn während wir uns bei großzügigen Helfern, wie zum Beispiel beim Deutschen Rundfunkmuseum in Berlin, für Geldhilfe zu bedanken haben, sollten wir auch nicht ohne Dank darüber hinweggehen, daß der Verleger weniger nach angemessenem und nötigem Gewinn gestrebt als unsere Bemühungen um die neue Reihe gefördert hat.

Die Mitglieder des Studienkreises erhalten gratis unser Mitteilungsblatt. Sie übernehmen damit unausgesprochen eine Art Unterhaltungspflicht durch die Zahlung mindestens des Mitgliedsbeitrags. Uns fehlen aber die Beiträge von etwa zwei Dritteln der Mitglieder für das Jahr 1974 - von früheren Jahren und vom laufenden Jahr ganz zu schweigen. Das Mitteilungsblatt kann gewiß nur erscheinen, weil Institutionen und Personen, die ich besser nicht namentlich nenne, bis an den äußersten Rand der Möglichkeit Papier, Porto, geistige und körperliche Arbeit kostenlos zur Verfügung stellen. Aber das heißt nicht, daß es immer so weiter gehen kann und daß wir keine Mitgliedsbeiträge zu zahlen brauchen.

Möglicherweise haben einige, die von der Existenz des Studienkreises Kenntnis genommen haben, allen Beteuerungen zum Trotz geglaubt, wir seien ein Jubiläumsvorbereitungs- und -durchführungsverein, der nach dem großen Jubiläum wieder einschlafen werde. Erfreulicherweise ist das Gegenteil richtig. Das Jubiläum mag das Interesse der Rundfunkanstalten an unserer Existenz belebt haben, aber wir haben uns bewußt unabhängig von Jubiläumsterminen gehalten und entwickelt, so daß wir nun auch von deren Auslaufen unberührt weiterarbeiten können.

Denn wir arbeiten tatsächlich. Der Studienkreis hat sich als solcher weiter konsolidiert. Er hat, um das nicht ganz Positive vorwegzunehmen, feststellen müssen, daß wir zu viele Arbeitskreise gegründet haben. Manche Arbeitskreise finden weniger Interesse, als es in der Gründungsphase den Anschein hatte, andere leiden darunter, daß ihre Leiter aus beruflichen oder gesundheitlichen Gründen nicht so viel Zeit zur Verfügung stellen können, wie sie gehofft hatten. Herr Hempel hat eine dieses Problem betreffende Umfrage veranstaltet, und wir sollten wohl hier auf der Grundlage der erhaltenen Antworten und der Überlegungen im Vorstand Konsequenzen aus dieser Entwicklung ziehen, das heißt, uns, wie man so sagt, gesundschrumpfen.

Wir haben erneut ein sogenanntes Doktoranden-Kolloquium - das dritte - in Grünberg in Oberhessen durchführen können. Das wäre wieder nicht möglich gewesen, wenn wir nicht eine beträchtliche Finanzhilfe erhalten hätten. Doktoranden-Kolloquium ist eigentlich eine etwas irreführende Bezeichnung. Anfangs, als wir vor drei Jahren das erste dieser Gespräche durchführten, sollte es wirklich von Doktoranden besucht sein und deren Arbeit fördern. Inzwischen ist es eine Arbeitstagung, ein Verständigungsgespräch, eine Planung künftiger Zusammenarbeit und des Erfahrungsaustausches insbesondere jüngerer Mitglieder des Studienkreises geworden - eine Veranstaltung, die sich als ebenso nützlich wie beliebt erwiesen hat. Sie wird daher nach Möglichkeit auch künftig in jedem Jahr mindestens einmal wiederholt werden.

Nicht alle Teilnehmer an diesen Gesprächen promovieren später einmal mit einer rundfunkgeschichtlichen Arbeit. Sie bleiben erst recht nicht für alle Zukunft bei der Rundfunkgeschichte. Das ist auch nicht zu erwarten. Aber sie alle sind und bleiben in einem gewissen Umfang Multiplikatoren des rundfunkgeschichtlichen Interesses bei den Medien selbst, bei Schule und Hochschule, auch in Ministerien, in der Industrie und in anderen Bereichen des öffentlichen Lebens. Das scheint mir erfreulicher, als wenn wir Rundfunkgeschichte nur für Berufshistoriker betreiben würden.

Die Fachgruppe "Dokumentation" hat im Mai zu einer Tagung mit dem Thema "Rundfunkarchive und Wissenschaft" nach Bad Homburg eingeladen, auf der Historiker, Juristen, Literaturhistoriker und Musikwissenschaftler mit Archivaren der öffentlichen und der Rundfunkarchive rechtliche und wissenschaftliche Probleme der Nutzung der in den Rundfunkarchiven verwahrten Quellen für die Forschung diskutierten. Die Vorträge, die dabei gehalten wurden, erscheinen in unseren MITTEILUNGEN.

Die Beziehungen des Studienkreises zu den Rundfunkanstalten sind gut, lebhaft und vorteilhaft für uns. Ich betone das ausdrücklich dankbar hier in Berlin sowohl wie ganz allgemein. Ohne die ständige institutionelle und personelle Hilfe aus den Anstalten, die ohne den leisesten Versuch einer Einflußnahme gewährt wird, würden wir heute nicht in so angenehmem Milieu einen so positiven Bericht zur Kenntnis nehmen können. Nicht nur Herr Bausch, auch andere Intendanten haben Herz und Verständnis für die Rundfunkgeschichte und für unseren Studienkreis.

Die Beziehungen zur Wissenschaft im positiven Sinn sind im Land und international vorzüglich. Herrn Dillers Bibliographie zeigt, wie groß die Zahl der Veröffentlichungen ist - und viele von ihnen entstehen unter Berührung mit dem Studienkreis oder unmittelbar aus diesem. Viele weitere sind in Vorbereitung. Die Archive und Bibliotheken wurden den Verfassern dieser Publikationen großzügig geöffnet. Es fehlt also nicht an Publikationsmaterialien und damit auch nicht an Möglichkeiten, als Studienkreis immer weiter in die Breite zu wirken. Ich habe vor kurzem ein Dutzend alter und junger englischer Universitäten besucht und auch nach rundfunkgeschichtlicher Aktivität bei ihnen gefragt. Ich glaube, wir brauchen keine Minderwertigkeitskomplexe zu bekommen. Zwar gibt es bei uns kein Werk wie das über die BBC von Asa Briggs, der übrigens aufgehört hat, Rundfunkgeschichte zu treiben. Aber mir scheint, daß bei uns das rundfunkgeschichtliche Interesse alles in allem breiter und ertragreicher ist als in England.

Wissenschaftliche Anerkennung und Ausdehnung des Interesses sind im allgemeinen langdauernde Prozesse. Man kann nicht erwarten, daß in kurzer Zeit viele Universitäts-Historiker ihr bisheriges Arbeitsgebiet aufgeben und sich von uns zur Rundfunkgeschichte verführen lassen. Gleichwohl ist festzustellen, daß die Rundfunkgeschichte, wie die Medien- geschichte insgesamt, heute als ein wichtiges Gebiet der Zeitgeschichte anerkannt ist, an dem man nicht mehr vorbeigehen kann - und zwar weder bei der politischen Geschichte noch bei der von Wirtschaft, Technik, Recht und Finanzen. Wir sollten noch in diesem Jahre Beziehungen zum Historikerverband aufnehmen, um bei dessen Tagung im Jahre 1978 wieder mit einer eindrucksvollen Sektion oder Beteiligung an der Sektion Zeitgeschichte auftreten zu können. Die Vorbedingungen für eine solche Möglichkeit sind günstig.

Als nicht ganz so erfreulich muß ich unsere Beziehungen zur Rundfunkindustrie bezeichnen. Das hat mehrere sehr unterschiedliche Gründe. Zunächst einmal muß ich nachdrücklich unterstreichen, daß wir zu einigen der größten deutschen Unternehmen in unserem Bereich vorzügliche Beziehungen unterhalten. Es wird uns von ihnen jede wünschbare Hilfe geboten, ihre Archive stehen offen, Forschungen werden sehr liberal gefördert, der persönliche Kontakt ist hervorragend. Davon abgesehen kann man aber wohl sagen, daß die Rundfunkindustrie, die ja so alt ist wie der Rundfunk selbst oder älter, erstaunlich wenig geschichtsbewußt ist - und etwa vorhandenes Geschichtsbewußtsein in wirtschaftlichen Rezessionsjahren sich immer sehr zurückhaltend zeigt. Allerdings haben wir auch die Beziehungen zur Industrie anfangs weniger eifrig gesucht als die zur Wissenschaft an Hochschulen und Archiven, zu den Rundfunkanstalten und zu einzelnen Personen, die rundfunkgeschichtlich interessiert sind. Zunächst mußte Rundfunkgeschichte als neuer Zweig der Mediengeschichte wissenschaftlich begründet und in der akademischen Praxis etabliert werden. Daneben sollte auch nur der Anschein einer Interessenbindung an die Industrie vermieden werden, die ja in der Tat auch nie existiert hat. Aber natürlich werden wir in Zukunft für wirtschafts- und technikgeschichtliche Arbeiten den Kontakt mit der Industrie stärker betreiben als es bisher geschehen ist. Ich hoffe, daß Sie Verständnis für diese Bemerkungen haben.

Unter den an der Rundfunkgeschichte wissenschaftlich Tätigen möchte ich ganz besonders hervorheben die Archivare - und zwar nicht nur die Archivare der Rundfunkanstalten und des Deutschen Rundfunkarchivs, sondern nicht weniger nachdrücklich auch die Archivare des Bundesarchivs in Koblenz - angeführt durch unser Mitglied, den Präsidenten Prof. Dr. Booms, und durch Professor Dr. Kahlenberg, sowie die Archivare der Länder-, Kommunal-, Werks- und Wirtschaftsarchive. Die Hilfe aller dieser Damen und Herren hat viele Dissertationen, Aufsätze und Bücher erleichtert, ja überhaupt erst möglich gemacht. Archivarinnen und Archivare selbst haben darüber hinaus wertvolle weiterführende Publikationen vorgelegt.

Ich möchte meinen Bericht nicht länger werden lassen als nötig ist. Für die Gegenwart kann man wohl sagen: Wir sind wieder ein Stück weitergekommen. Denn schließlich sind die regelmäßige Veröffentlichung unserer MITTEILUNGEN und der Beginn einer Schriftenreihe mehr als nur ein Beweis dafür, daß auch wir Papier füllen können. Beide entsprechen Wünschen der Mitglieder des Studienkreises, entsprechen, wie die Bestellungen und Anmeldungen zeigen, einem Bedürfnis nach Rundfunkgeschichte auch über den Studienkreis hinaus. Der Wunsch, an den Doktoranden-Kolloquien teilzunehmen, ist größer geworden als unsere Möglichkeit, ihn zu erfüllen. Der regionale Arbeitskreis in Mainz kann stattliche Teilnehmerzahlen bei seinen Veranstaltungen konstatieren.

Die Zukunft sieht für den Studienkreis nicht anders aus als für alle geschichtlich interessierten und tätigen Institutionen. In Zeiten wirtschaftlicher Rezession gehören sie zu den ersten, die unter finanziellen Schwierigkeiten zu leiden haben, und zu den letzten, die an einer neuen Wohlstandswelle teilnehmen können. Damit haben sich Historiker schon immer abfinden müssen. Allen gewiß richtigen Behauptungen zum Trotz, Geschichte sei ein wesentlicher Bestandteil der Kultur, gehöre zur Bewältigung gegenwärtiger Probleme, ein geschichtsloses Volk sei auch ein Volk ohne Zukunft, steht die einfache Tatsache gegenüber, daß die

Förderung der Geschichtsforschung einzuschränken oder sogar einzustellen eine lebhaftere Versuchung für Sparkommissare ist.

Alldem steht gegenüber, daß wir eine Institution geworden sind - eine Institution, deren Nutzen nicht bezweifelt oder gar bestritten, sondern anerkannt wird. Von dieser Anerkennung können wir in Zukunft ausgehen. An die Stelle unserer MITTEILUNGEN, die einen gewissen persönlichen Charakter haben, wird einstweilen ganz gewiß nicht eine sehr viel teurere Zeitschrift treten, deren Umfang nicht so flexibel gehalten werden kann, deren Herstellung und Versand Arbeits- und das heißt neue Kostenprobleme schafft. Die Schriftenreihe wird dem Bedarf und den Möglichkeiten entsprechend in unregelmäßigen Zeitabständen mit weiteren Bänden fortgesetzt werden. Die Kolloquien werden gleichfalls fortgesetzt, und eine Jahrestagung wird im nächsten Jahr gewiß auch durchgeführt werden können.

Manche von Ihnen werden ein wenig erstaunt sein, daß wir schon wieder in Berlin tagen. Nun, einmal ist Westberlin immer eine Reise wert, zum anderen findet hier die Funkausstellung statt. Drittens aber, und eigentlich erstens wollte der Vorstand mit der Ortswahl die vorzüglichen Beziehungen zum Deutschen Rundfunkmuseum, Herrn Professor Dr. Kabel und seinen Mitarbeitern unterstreichen. Wir verdanken dem Museum wertvolle Hilfe bei Veranstaltungen und Veröffentlichungen, nicht zuletzt bei der Vorbereitung dieser Jahrestagung.

Friedrich P. Kahlenberg:

QUELLEN DER RUNDFUNKFORSCHUNG

Zu den beiden Frühjahrstagungen 1975 des Studienkreises
Rundfunk und Geschichte in Grünberg und in Bad Homburg

Zu den Grundanliegen des Studienkreises gehört es, die Sicherung und Bereitstellung archivalischer Quellen zur Geschichte des Rundfunks als Daueraufgabe bewußt zu machen, die Wege zu ihrer Benutzung zu ebnen und zugleich das interdisziplinäre Gespräch über die Auswertung der Quellen in der Rundfunkforschung zu vermitteln. Diesem Anliegen dienten auch die beiden Tagungen, die der Studienkreis in Grünberg und in Bad Homburg im April und im Mai mit wechselnden Teilnehmern veranstaltete. Dabei konnte nicht nur ein erfreulich wachsendes Interesse unter den Mitgliedern wie unter dem Studienkreis bislang noch nicht angehörenden Wissenschaftlern und Mitarbeitern einzelner Rundfunkanstalten festgestellt werden; die erörterten Fragestellungen deuteten auch eine wachsende Differenzierung der rundfunkbezogenen Forschungsarbeit an. Daß dabei das Bewußtsein vom Wert einer Fundierung der wissenschaftlichen Erkenntnisse durch archivalische Quellen wächst, ist nicht zuletzt ein erfreuliches Produkt der Begegnung von Vertretern unterschiedlicher Forschungsrichtungen in der interdisziplinären Diskussion.

I

Bereits zum dritten Male hatte der Studienkreis für den 19. und 20. April 1975 zu einem Doktoranden-Kolloquium in die Sportschule Grünberg (Hessen) eingeladen. Unter der Gesamtleitung von Prof. Dr. Wilhelm Treue waren mehr als ein Dutzend mit Arbeiten zur Geschichte und Praxis der Programmarbeit der Rundfunkanstalten befaßte Doktoranden und Diplomanden von den Universitäten Berlin, Göttingen, Köln, Münster und Tübingen

gen nach Grünberg gekommen, um über ihre Forschungsansätze wie über ihre Ergebnisse zu referieren. Dabei erwies sich die Teilnahme einer Reihe von Mitarbeitern aus Archiv- und Dokumentationseinrichtungen einzelner Anstalten wie des ZDF, des WDR und SWF, des DLF und schließlich aus dem Deutschen Rundfunkarchiv und dem Deutschen Rundfunkmuseum als in doppelter Hinsicht nützlich; nicht nur die jungen Wissenschaftler erhielten vielfache Anregungen und Hinweise, auch die Mitarbeiter der Anstalten selbst lernten die Quellen- und Materialprobleme der Anstalten kennen und vermochten vielleicht im direkten Gespräch die einen oder anderen Schwierigkeiten des Verständnisses theoretisch formulierter Thesen abzubauen. Aus den vorgetragenen Referaten verdient die Arbeit von Heide Riedel vom Deutschen Rundfunkmuseum in Berlin noch besondere Hervorhebung; sie berichtete über die Entwicklung des Rundfunks in der DDR und widmete dabei ihre besondere Aufmerksamkeit der Charakterisierung der einzelnen, in der Regel von den politischen Führungsgremien bewirkten Änderungen in der Programmstruktur.

Daneben stellten Prof. Dr. Winfried B. Lerg und der Berichterstatter zwei Einzelquellen zur Rundfunkgeschichte aus den Jahren 1933 und 1944 zur Diskussion, um nicht zuletzt an diesen Beispielen methodische Grundfragen der Quellenedition zu erörtern. Zunächst wiederholte der Berichterstatter die Vorführung des Films "Rundfunk im Kriege", der im Auftrage des Reichsministeriums für Propaganda und Volksaufklärung im Jahre 1944 von der Lex-Film des Grafen Pestalozza in Berlin hergestellt worden war. Bei der Diskussion des ursprünglich intendierten Entstehungszwecks waren die Informations- und Meinungsbeiträge noch lebender Zeugen der Rundfunkarbeit im Kriege, die in Grünberg dabei waren, beachtenswert. Unter den Teilnehmern bestand Übereinstimmung, daß der Dokumentarfilm ein Zeugnis mit hohem Quellenwert für die publizistische Arbeit im Kriege generell wie für die Programmarbeit des Rundfunks in der Endphase des 3. Reiches im besonderen darstellt, dessen wissenschaftliche Edition didaktischen Gewinn verspricht. In dem entsprechend vorzubereitenden Begleitmaterial für den Einsatz des Films in Lehrveranstaltungen werden nicht zuletzt auch Vergleiche zwischen der publizistischen Arbeit im Ersten und im Zweiten Weltkrieg zu ziehen sein. Eine Edition von "Rundfunk im Kriege" plant das Institut für Publizistik an der Universität Münster gemeinsam mit dem Institut für den wissenschaftlichen Film in Göttingen und dem Bundesarchiv in Koblenz.

Vom Deutschen Rundfunkarchiv war die Bandaufnahme der Rundfunkreportage vom 30. Januar 1933 vom Vorbeimarsch von Gliederungen der NSDAP und des Stahlhelms an der Reichskanzlei zur Verfügung gestellt worden, für deren Vorführung in Grünberg die Herren Hempel und Bergs die technischen Voraussetzungen geschaffen hatten. Die von zwei Sprechern übermittelte Livereportage enthält kurze Ansprachen von Göring, Hinkel und Goebbels sowie Interviews mit Passanten. Wenige Jahre später war die Frage nach dem Urheber dieser Reportage und ihrer Sendung zu einem Streitpunkt zwischen Eugen Hadamovsky und Richard Kolb geworden, der noch im Propagandaministerium Wellen schlug und in dessen Aktenüberlieferung im Bundesarchiv Niederschlag gefunden hat. Angesichts des unmittelbaren Quellenwertes des überlieferten Tondokuments, der Bedeutung seines Inhalts und der vergleichsweise guten Überlieferungslage mutete es die Teilnehmer aus rundfunkgeschichtlicher Sicht als erstaunlich an, daß bislang eine wissenschaftliche Edition noch nicht vorbereitet worden ist. Diese in Angriff zu nehmen und dabei die besonderen technischen Schwierigkeiten der Veröffentlichung zu lösen, erschien den Teilnehmern als lohnende Aufgabe.

Die am Rande des offiziellen Programms geführten Gespräche, die vielfach neu initiierten Kontakte und der in den Diskussionen geförderte Informationsaustausch machten den Gewinn dieser Tagung für alle Teilnehmer aus. Daß im Gesamtablauf der Erörterung methodischer Einzelfragen der Forschungsprojekte bei einer nächsten Veranstaltung mehr Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet werden sollte, war eine kritische Erkenntnis, zu der sich auch die Veranstalter bekannten.

II

In breiterem Rahmen stellte sich die Frage nach der Quellengrundlage der Rundfunkforschung bei der zweiten in diesem Frühjahr vom Studienkreis durchgeführten Tagung unter dem Thema "Rundfunkarchive und Wissenschaft", zu der die Fachgruppe Dokumentation unter Leitung von Dr. Harald Heckmann zum 23. Mai 1975 in das Haus der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg eingeladen hatte. Vertreter der wissenschaftlichen Forschung in ihren verschiedensten Disziplinen, Universitätsinstitute wie Schulen aller Ebenen und nicht zuletzt Einrichtungen der Erwachsenenbildung treten in immer stärkerem Maße an die Rundfunkanstalten mit der Bitte heran, einzelne Produktionen des Rundfunks wie des Fernsehens für ihre jeweiligen Forschungsaufgaben und Unterrichtszwecke zur Auswertung zu erhalten. Doch einer regelmäßigen und unbehinderten Benutzung einzelner Produktionen aus dem Programmvermögen der Rundfunkanstalten durch die wissenschaftliche Öffentlichkeit stehen noch vielfache rechtliche wie organisatorische Probleme entgegen. Und schließlich bleibt bislang eine Fülle von Einzelfragen der archivfachlichen Erfassung, Bewertung und Erschließung der in den Rundfunkanstalten entstehenden Überlieferungen offen, die in ihrem Umfange noch keineswegs ausreichend deutlich erkannt worden sind. Vor diesem Hintergrund führte die Tagung in Bad Homburg Vertreter der wissenschaftlichen Forschung mit Archivaren und Dokumentaren aus den Rundfunkanstalten und mit Vertretern der staatlichen Archivverwaltungen des Bundes und einzelner Länder zusammen.

Nach einem einführenden Referat von Ansgar Diller über den Quellencharakter von Tondokumenten (vgl. MITTEILUNGEN 1, Nr. 4, S. 23-28) formulierten Prof. Dr. Christoph-Hellmut Mahling von der Universität Saarbrücken als Musikwissenschaftler und Prof. Dr. Jörg Drews, Universität Bielefeld (vgl. in diesem Heft der MITTEILUNGEN S.36 ff.), als Literaturwissenschaftler vor dem Hintergrund ihrer wissenschaftlichen Fragestellungen Erwartungen, Wünsche und Forderungen an die Überlieferungsbildner und -hüter in den Rundfunkanstalten. Beide Wissenschaftler mußten mit ihren weitgehenden Katalogen von aus ihrer Sicht erhaltenswürdigen Materialien die realen Möglichkeiten der Archiv- und Dokumentationseinrichtungen in den Anstalten zunächst einmal überfordern. Drews trug dieser Wirkung seiner Wunschliste fairerweise von vornherein Rechnung, wenn er seine Ausführungen als eine "Realutopie" charakterisierte. Andererseits bezeichneten jedoch auch beide Referenten zugleich Orientierungshilfen für die Bewertungstätigkeit in den einzelnen Zweigen archivischer Einrichtungen der Anstalten. In den Diskussionen der beiden Referate wurde dieses fachliche Problem der notwendigen Diskussion von Bewertungskriterien für schriftliche und audiovisuelle Überlieferungsträger in allen Aspekten deutlich. Daß die bestehenden Grenzen in den vorhandenen institutionellen wie personellen Kapazitäten dabei zu einer realistischen Beschränkung führen müssen, war sicherlich auch eine für die wissenschaftlich engagierten Teilnehmer wichtige Einsicht.

Ohne Zweifel bilden die rechtlichen Schwierigkeiten nach wie vor eine besondere Schranke gegenüber einer von der Rundfunkforschung erstrebten freien Entfaltung der Benutzungsmöglichkeiten. Die zum Teil für den Laien ungewöhnlich komplex erscheinenden rechtlichen Probleme als solche zu definieren und in ihren jeweiligen Wirkungen zu bezeichnen, dienten die Referate von Klaus-Peter Hilbig vom Justizariat des WDR in Köln und von Dr. Klaus Oldenhage vom Bundesarchiv in Koblenz. Bei allem Optimismus unter den Tagungsteilnehmern kann die Einsicht kaum unterschätzt werden, daß die praktischen Erfahrungen gerade der jüngsten Zeit die Benutzungsmöglichkeiten keineswegs erleichtert haben.

Besonderes Interesse verdiente schließlich das Referat von Dr. Franz Josef Heyen, des Leiters der rheinland-pfälzischen Archivverwaltung, und Wolfgang Hempel vom SWF in Baden-Baden über ein erstes Beispiel der praktizierten Zusammenarbeit zwischen einer Rundfunkanstalt und einer Landesarchivverwaltung bei der Bewertung wie bei der Archivierung von bestimmten ausgewählten Programmproduktionen (vgl. MITTEILUNGEN 1, Nr. 4, S. 29-33). Daß den Landesarchivverwaltungen eine ideelle Mitverantwortung bei der Lösung der archivischen Probleme der einzelnen Rundfunkanstalten zukommt, deutet vielleicht in eine zukunftsweisende Richtung. Die gleichzeitige Teilnahme des Leiter der baden-württembergischen Archivverwaltung Prof. Dr. Haselier an der Tagung unterstrich zumindest stellvertretend für andere Kollegen der Archivreferentenkonferenz des Bundes und der Länder die deutliche Bereitschaft, sich der Archivierungsfragen der Anstalten in Zukunft nachdrücklicher anzunehmen. Daß die in den Referaten angesprochenen Grundsatzfragen und Einzelprobleme der Vertiefung und intensiveren Klärung bedürfen, daß im Grunde die Sicherung der Quellenüberlieferung für eine künftige freie wissenschaftliche Forschung im Bereich der Rundfunkanstalten als eine legitime, den Bereich der Rundfunkforschung im engeren Sinne weit überragende Aufgabe noch zu lösen bleibt - diese Erkenntnis war der allen Teilnehmern der Tagung in Bad Homburg gemeinsame Gewinn. Das Ergebnis trug dazu bei, die künftigen Aufgaben der Fachgruppe Dokumentation ebenso wie die Bemühungen des Studienkreises insgesamt zu verdeutlichen. In diesem Sinne durften die Veranstalter die vielfach bekundeten Wünsche nach einer Fortsetzung der Diskussionen im kommenden Frühjahr interpretieren.

BIBLIOGRAPHIE

5. DISSERTATIONEN (Ergänzungen zu 1. und 2.)

- | | | |
|---------------------------|---|---------------------------|
| BENZINGER, Ursula | Erscheinungsformen und Funktionen der Programminformationen im rundfunkeigenen und fremden Bereich | Wien
Phil 1973 |
| FEIL, Georg | Zeitgeschichte im Deutschen Fernsehen. Analyse von Fernsehsendungen mit historischen Themen (1957-1967) | München
Phil 1972 |
| FOLLATH, Erich | Ein internationaler Vergleich von Rundfunksystemen. Die Interdependenz von Rundfunkpolitik und Gesamtpolitik in Großbritannien, Frankreich, der Sowjetunion, der VR China und Indien | Stuttgart
Rer Pol 1974 |
| GEIGER, Hubert | Grenzen des Rundfunkmonopols | Bonn
Jur 1971 |
| GIEFING, Gertraud T. | Das Hörspiel im ORF vom 1. Dezember 1972 bis 31. Mai 1973 | Wien
Phil 1973 |
| GLAJCAR, Michael | Berufliche Weiterbildung mit dem Massenmedium Fernsehen. Zur Zuständigkeit und Eignung des öffentlich-rechtlichen Fernsehens der Bundesrepublik Deutschland für Aufgaben der beruflichen Weiterbildung unterhalb der Hochschulebene | Mainz
Rer Pol 1973 |
| KASPER, Adolf | Das österreichische Rundfunkrecht | Wien
Jur 1971 |
| KRAFKA, Ilse | Die Entwicklungsgeschichte des westdeutschen Rundfunk-Features von den Anfängen bis zur Gegenwart | Wien
Phil 1974 |
| MASSENBACH, Bechthold von | Der Staatsvertrag über den Südwestfunk und seine Vorgeschichte | Tübingen
St 1974 |
| OSTROGORSKI, Wladimir | Der deutschsprachige Dienst des Moskauer Rundfunks im Kampf gegen den Faschismus in Deutschland (1929-1945) | Leipzig
Jour 1971 |
| SANDNER, Wolfgang | Das Rundfunkvolksbegehren. Eine Analyse der Reform des österreichischen Rundfunks | Wien
Phil 1970 |
| TOEPSER-ZIEGERT, Gabriele | Theorie und Praxis der Synchronisation, dargestellt am Beispiel einer Fernsehserie | Münster
Phil 1975 |

MASSENBACH, Bechtold von
Der Staatsvertrag über den Südwestfunk und seine Vorgeschichte
Tübingen: St 1974

Diese Arbeit beschäftigt sich mit der Entstehungsgeschichte des Südwestfunks und des Staatsvertrags, der am 27.8.1951 zwischen den Ländern der französischen Besatzungszone, Baden, Rheinland-Pfalz und Württemberg-Hohenzollern, geschlossen worden ist. Es wird versucht - das französische Aktenmaterial stand nicht zur Verfügung -, die politischen Beweggründe der Franzosen aufzuzeigen, die zur Gründung einer eigenen Rundfunkanstalt in ihrer Zone führten. Weiter wird der Aufbau der Anstalt und ihre spätere Überführung in deutsche Hände dargestellt. Hierbei liegt der Akzent auf dem Machtkampf um den zukünftigen Posten des Intendanten, der sich in der Überführungsphase zwischen den leitenden deutschen Mitarbeitern abspielte. Da die Selbständigkeit des SWF auf französischen Ordonnanzen beruhte, nahm das Land Rheinland-Pfalz diese Tatsache zum Anlaß, um eine deutsche Rechtsgrundlage für den SWF zu fordern. Das konnte jedoch nur in Form eines Staatsvertrages und unter Zustimmung der Franzosen geschehen. Bei der Auseinandersetzung um das Abkommen ging das Land Rheinland-Pfalz soweit, daß regierungsnahen Kreise mindestens die Verlegung der Zentrale nach Mainz forderten. Es wurde sogar die Forderung nach einem eigenen Landessender erhoben, um dem nach seiner Identität ringenden neuen Land ein landeseigenes Sprachrohr zu verschaffen. Gegen diese Pläne wandte sich der erste Intendant des SWF. Er und sein Justitiar kämpften mit allen Mitteln um die Erhaltung der politischen Unabhängigkeit des SWF, da Baden und Württemberg-Hohenzollern sich zur selben Zeit mit der Bildung des Südweststaats auseinanderzusetzen hatten. Aus diesem Grund waren die eigentlichen Gegner der rheinland-pfälzischen Rundfunkpolitik beim SWF in Baden-Baden zu suchen.

B.M.

TOEPSER-ZIEGERT, Gabriele
Theorie und Praxis der Synchronisation,
dargestellt am Beispiel einer Fernsehserie
Münster: Phil. Diss. 1975

Eine Theorie der Synchronisation von Filmen hat sich mit den Komponenten dieses interkulturellen Übertragungsprozesses auseinanderzusetzen, nämlich mit dem Phänomen der Sprache als System von Sinngehalten und Symbolen sowie dem Übersetzungsvorgang. Während die Sprache das Material ist, das der Synchronisation zugrunde liegt, ist die Übersetzung das Verfahren, das bei der Bearbeitung Anwendung findet. Da aber eine Übersetzung keine Authentizität der Sinnhalte gewährleisten kann und immer Annäherung bleiben muß, wird bereits in diesem Stadium deutlich, daß sich die Synchronisation von Filmen, die auch technische Bedingungen zu berücksichtigen hat, verändernd auf Texte und Inhalte auswirken muß. Darüber hinaus bietet der jeweilige institutionelle Rahmen Anlaß zu Veränderungen. Im Fall von Synchronisationen für das Fernsehen sind das die Organisation der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, die Einschätzung des Mediums durch seine Rezipienten in einer gegebenen gesellschaftlichen Situation, aber auch der ökonomische Status der Synchronisationsfirmen. Die Auswertung der Texte einer Fernsehserie vor und nach der Synchronisation, orientiert an den Methoden der qualitativen und quantitativen Inhaltsanalyse, legt den Schluß nahe, daß die inhaltlichen Veränderungen,

die bei der Synchronisation eines Filmes vorgenommen werden, Hinweise auf herrschende Normen und Werte einer Gesellschaft in einem bestimmten Zeitraum geben. Gemeint sind die Veränderungen, die sich nicht allein aus dem semantisch vermittelten interkulturellen Unterschied zwischen der Ausgangssprache und der Zielsprache erklären lassen. G.T.-Z.

- - -

FOLLATH, Erich

Ein internationaler Vergleich von Rundfunksystemen.

Die Interdependenz von Rundfunkpolitik und Gesamtpolitik in Großbritannien, Frankreich, der Sowjetunion, der VR China und Indien. Stuttgart-Hohenheim, WiSo. Diss. 1974

Die umfangreiche Untersuchung (422 gez. Bl., maschinenschriftl. verv.) gehört in das Gebiet der vergleichenden Kommunikationsforschung, für die sich seit Mitte der dreißiger Jahre die amerikanische Politikwissenschaft - vor allem Harold D. Lasswell mit seinen Untersuchungen zur internationalen Propaganda - immer wieder interessiert hat, zunächst freilich fixiert auf ein einzelnes Medium, meist die Tagespresse. Im Zweiten Weltkrieg kamen der Film und der Rundfunk hinzu. Mit der Hinwendung zu systemtheoretischen Modellen zur Darstellung und Erklärung von politischer Herrschaft und sozialer Kontrolle nach dem Zweiten Weltkrieg wandte sich auch die Politologie in der Bundesrepublik dem "systematischen" Vergleich als Forschungsmethode zu. Dabei kamen auch die Medien immer wieder ins Blickfeld, doch auf die theoretisch weiterreichende Ebene, die Medien im Zusammenhang mit ihrem Kommunikationssystem zu sehen, gelangten die politologischen Systemanalytiker noch nicht.

Die Arbeit von Erich Follath liefert Beweis, weshalb das auch so schwierig ist: Zum einen irritiert auch hier die vorwissenschaftliche 1-2-3-Systematik, d.h. die Aufteilung der Welt in drei politische Blöcke mit West, Ost und Dritter Welt. Die Auswahl der Länder in der vorliegenden Arbeit zeigt genau dieses Vorgehen, wobei indessen innerhalb der beiden ersten Blöcke noch einmal "konkurrierende" System (Rundfunksysteme) unterschieden wurden - Großbritannien und Frankreich für den Westen, die Sowjetunion und China für den Osten und noch einmal China mit Indien für die Dritte Welt. Mit einer Reihe von Untergründen wird diese Auswahl und Systematik noch untermauert, ohne sie freilich plausibler zu machen. Zum anderen führte diese Systematik zu dem überraschenden Befund, daß der Typ einer privatwirtschaftlichen Rundfunkorganisation nun in dieser Studie nicht vorkommen kann; was, so ist hier zu fragen, hat dann ein solcher internationaler Vergleich für einen Wert? Die Antwort kann nur lauten: systemtheoretisch sind die "theoretischen Vorüberlegungen", wie der Autor sie selbst nennt (Bl. 36), völlig wertlos; dabei kann er so sehr viel garnicht dazu, denn die Erforschung von Kommunikationssystemen ist eben ein mühseliges Geschäft, gerade weil systemanalytische Grundlagenforschungen bislang fehlen.

Der Verfasser dieser Dissertation hat seinen Fleiß und seine faktenfindende Insistenz auf einem ganz anderen Feld verwenden wollen. Wenngleich also die Auswahlkriterien wissenschaftlich haltlos sind, stellen die fünf Länderkapitel durchweg sorgfältig recherchierte und nach Möglichkeit

dokumentierte Einzelstudien dar, rundfunkkundliche Schilderungen mit knappen historischen Rückblenden. Für Großbritannien, die Sowjetunion und China konnte immerhin auf deutschsprachige Literatur zurückgegriffen werden; mit Originalmaterial über den sowjetischen und den chinesischen Rundfunk wird man sich meist dem Zufall überlassen müssen sowie einem oder mehreren Sprachkundigen. Das Frankreich-Kapitel ist vom Informatörischen her äußerst nützlich, wenngleich alles dort Ausgebretete seit dem 31. Dezember 1974 mit der Liquidation des ORTF Geschichte geworden ist. Über den indischen Rundfunk gibt es keine größere Darstellung in deutscher Sprache, doch Darstellungen aus dem Lande selbst, und die offiziellen rundfunkpolitischen Publikationen (Planungsmaterial) sind sehr ergiebig.

Alles in allem ist es schade, daß die materialreiche Arbeit nicht zu einem rundfunkkundlichen Taschenbuch umgearbeitet werden kann, damit die gewonnenen Kenntnisse besser zugänglich sind. Eine andere Möglichkeit böte sich in dieser Hinsicht durch die Veröffentlichung einzelner Kapitel in einer Fachzeitschrift. "Die erste Zeitung, die in Frankreich erschien", schreibt der Autor in seinem theoretischen Kapitel, "Renaudots 'Gazette', wurde mit Unterstützung des Hofes gegründet" (Bl. 11). Je nun, die erste französische Zeitung wurde von den Pariser Druckern und Buchhändlern Louys Vendosme und Jean Martin herausgegeben und trug den Titel "Nouvelles ordinaires de divers endroits"; und der "Unterstützung des Hofes", nämlich eines Privilegs, bedurfte es in jenen Zeiten allemal, um etwas zu veröffentlichen. W.B.L.

Helmut Hammerschmidt:
A R D - H e u t e
Bilanz und Ausblick

Über die ARD ist in den letzten Monaten vermutlich mehr geschrieben und geredet worden als in der ganzen Zeit ihres Bestehens. Eine wirklich gute Presse hat sie wohl nie gehabt, aber wenn man dem folgte, was jetzt fast täglich zu lesen ist, dann könnte man ihr baldiges Ende erwarten. Nur wer auch einen Verriß für einen Popularitätserfolg hält - eine leider gar nicht grundlose Meinung -, kann sich aus dieser Situation einigen Nutzen errechnen. Wenn ich mich zum Beispiel der angestregten Bemühungen entsinne, die wir vor einigen Jahren unternahmen, um die spröden und bis dahin fast unbekannteren drei Buchstaben A R D gegen die schon bekannteren, wenn auch weit jüngeren des ZDF durchzusetzen - jetzt kriegen wir es kostenlos.

Ich werde mich bemühen, die wichtigsten Entwicklungen im einzelnen darzustellen, und ich kann jetzt schon sagen, daß etliche besorgniserregend sind. Lassen Sie mich aber zunächst eine etwas umfassendere Frage stellen: ist es erstaunlich, daß auch die ARD Krisenerscheinungen zeigt? Der Rundfunk ist - nicht nur, aber doch auch in erheblichem Maße - ein Spiegel der Gemeinschaft, in der und für die er tätig ist. Wie aber sieht es in dieser Gemeinschaft aus?

Vorweg die kritische Vermutung, daß es mit dem Gemeinsamen in dieser Gemeinschaft nicht zum besten steht. Der kleinste gemeinsame Nenner der großen politischen Kräftegruppen ist kaum noch zu erkennen. Sie selbst bestehen wechselweise aus additiven Gruppen unterschiedlichster Interessen, die im Konflikt nur durch das Mittel zusammengehalten werden, welches eigentlich auf den Zweck gerichtet sein soll: die Erhaltung der Macht oder die Erlangung der Macht im Staate. Grundlegende Entscheidungen sind so nicht zu erreichen. Dieselben Gruppen wirken auch auf den Rundfunk.

Die Gemeinschaft befindet sich in der bislang wohl schwierigsten finanziellen Lage ihrer knapp dreißigjährigen Geschichte. In den Streit über deren Ursachen einzutreten, ist hier nicht der rechte Ort. Unbestritten wirken äußere und innere Ursachen zusammen. Auch der Rundfunk steuert einer Finanzkrise entgegen, die allerdings in den Relationen nicht das Ausmaß der Fehlbeträge in den staatlichen und kommunalen Einrichtungen erreicht. Doch verliert inzwischen ein Argument des Rundfunks rapide an Bedeutung. Der Rundfunk, so haben wir mit Recht immer gesagt, kann seine Einnahmen nicht selbst bestimmen, wie es der Bund, die Länder können, in einem gewissen Umfang auch die Gemeinden. Heute müssen wir genauer formulieren: Der Rundfunk darf es nicht, Bund und Länder dürfen; aber was nützt es ihnen, wenn sie nicht mehr können!

Ein Charakteristikum der Situation unserer größeren Gemeinschaft ist der Umfang der Dienstleistungen und der Preis, der dafür zu zahlen ist. Immer größer wurde der Kreis der öffentlichen Aufgaben, der Regeln und ihrer Kontrollen, der Chancen und ihrer Erfordernisse, der Garantien und Hilfen und folglich der Umfang des dafür erforderlichen Apparats. Trotzdem geht die landläufige Meinung dahin, daß viele traditionelle öffentliche Dienstleistungen im selben Maße schlechter wie teurer geworden sind, und daß wir den Faktor soziale Sicherheit - ein Grundelement

unserer Verfassung - bis zu einem Grade entwickelt haben, wo die Basis, auf der diese Sicherheit beruht, ernsthaft gefährdet werden könnte.

Man spricht heute von Wildwuchs im sozialen Bereich und hofft damit eine vorsichtige Formel gefunden zu haben, welche den fatalen Begriff der sozialen Demontage vermeiden helfen könnte. Hier haben wir ein weiteres Beispiel für die Parallelen in Rundfunk und Staat - wie Sie wohl als Kenner des Rundfunks gemerkt haben, daß ich den Rundfunk von meinem ersten Beispiel an niemals aus dem Konzept verloren habe. Ich weiß nicht, ob man eine Sozialgesetzgebung auf Wildwuchs durchforsten kann, wenn diese selber, aneinandergereiht, nur noch mit dem Metermaß zu messen ist, nicht aber mehr mit dem überblickenden Verstand auch nur der Experten. Außerdem erscheinen mir einige Grundzüge zweifelhaft, die auch für den Rundfunk von einiger Bedeutung sind. Soziale Sicherheit wird heute zu einem nicht geringen Teil tarifrechtlich erwirkt, nämlich mit Hilfe jener Vorschriften, die Arbeitsverhältnisse unaufhebbar machen. Ich kenne selbstverständlich den historischen Hintergrund solcher Vorschriften, insbesondere den schmalen Pfad zwischen einer objektiv begründeten Leistungsbeurteilung und der Willkür, und sei es auch nur die alltägliche Willkür einer unterschiedlichen Beurteilung der jeweiligen Aufgabe oder ihrer Änderung. Gleichwohl habe ich Zweifel an der Richtigkeit und Haltbarkeit eines Personalstandes und dessen unvermeidbarer Judizierung im Arbeitsgerichtsprozeß, welcher nachhaltige Änderungen nur im Katastrophenfall zuläßt, nämlich durch das Mittel der Schließung ganzer Betriebsteile. Soziale Sicherheit sollte im höchstmöglichen Umfang denen zuteil werden, die Leistung nicht oder nicht mehr erbringen können. Dieselbe Sicherheit wird jenen gewährt werden müssen, deren Leistung der Arbeitsmarkt nicht aufnehmen kann. Aber das sind Pflichten der Gemeinschaft, deren Lasten nach einem gerechten Schlüssel allen auferlegt werden müssen, nicht einzelnen, auch nicht einzelnen Betrieben, wenn nicht das Leistungsbild verzerrt werden soll. Schließlich wird man noch darüber sprechen müssen - und das meine ich gar nicht polemisch -, ob und welche Hilfe jenen gegeben werden soll, die keine Leistung bringen wollen.

Mindestens ebenso zahlreich wie die sachlichen und materiellen sind die geistigen Parallelen und Ähnlichkeiten von Rundfunk und Gesellschaft. Es wird so viel von der Bürokratisierung des Rundfunks gesprochen, und da manches von diesem Gerede böswillig oder mindestens ahnungslos ist, antwortet der Rundfunk korrekt, aber nicht minder unvollkommen mit den Zahlen des eigentlichen und auch organisatorisch so abgegrenzten Verwaltungsapparats. Er ist in der Tat klein, aber seine Betrachtung kann leicht den Blick auf eine andere Tatsache verstellen: das ist das ungesunde Ausmaß administrativer Pflichten, welches heute auch den Mitarbeitern abverlangt wird, die in der Hauptsache Ideen entwickeln und in Programmleistung umsetzen sollen. Diese Pflichten sind keine Abkömmlinge von Parkinson. Sie sind der Institution Rundfunk auferlegt. Wenn Sie allein den Papierkram betrachten, um nur ein Beispiel zu nennen, der sich aus der Tatsache ergibt, daß der Rundfunk an sieben Wochentagen arbeitet, aber den einzelnen Mitarbeiter nur an fünf Tagen im Regeldienst einsetzen kann, dann werden Sie wissen, was ich meine. Der Stoff, den der Rundfunk verarbeiten muß, läßt sich nicht planen wie industrielle Produktion oder Eisenbahnzüge. Steuer und Sozialversicherung wälzen immer mehr Bearbeitungsvorgänge auf den Rundfunk ab, gewiß nicht auf ihn allein, aber auch auf ihn. Einengende Rechtsvorschriften und Auslegungen haben die überkommene Praxis des mündlichen Auftrags an freie Mitarbeiter so gut wie unmöglich gemacht. Steigende Kosten zwingen zu immer strengeren

innerbetrieblichen Kontroll- und Planungsvorgängen vor dem Einsatz von Geräten, der Benutzung von Übertragungsleitungen und nicht zuletzt beim Einsatz unserer wertvollsten und auch kostspieligsten Produktionsmittel, der Mitarbeiter selbst.

Ich sagte, das seien keine Aufgaben, die zum Selbstzweck erfunden wurden. Selbstverständlich leugne ich nicht, daß sich ein Mittelmaß dabei ebenso unentbehrlich wie unerträglich entwickeln kann. Aber erstens ist das auch eine nicht auf den Rundfunk begrenzte Erscheinung, zweitens braucht man überall auch das Mittelmaß, wenn es sich mit den ihm gemäßen Aufgaben bescheidet, und drittens empfinde ich eine andere Wirkung als viel unangenehmer. Das ist die Resignation derer, die das Administrative mit der linken Hand bewältigen könnten. Am schlimmsten ist deren Resignation allerdings dann, wenn sie schon zur Routine geworden ist, wenn der Einzelne sich nicht mehr eingesteht, daß er auch seine rechte Hand ganz gern für das Beiwerk verwendet, weil er ihr nichts anderes mehr zutraut.

In diesen Zusammenhang gehört eine weitere Erscheinung unserer Zeit. Das ist die Vielfalt der Probleme, welche Gegenstand unserer beobachtenden, berichtenden, analysierenden, aber auch der verdichtenden, belehrenden Arbeit ist, bis hin zu den nach Möglichkeit erheiternden, vom Ernst befreienden Produktionen. Diese Vielfalt, ein Kernproblem unserer Gemeinschaft, verursacht zwei ganz entgegengesetzte Wirkungen. Einmal den ständig steigenden Bedarf an Experten-Wissen, zum anderen eine Dosierung, die mehr und mehr - wie ich meine: oft zu viel - auf den Überdruß an der Fülle und Vielzahl des Wissenswerten Rücksicht nimmt, was nicht selten deshalb zu Fehlentwicklungen führt, weil viele nicht mehr genügend zwischen Wißbegier und Neugier, Neuheiten und Neuigkeiten, Aha und Ach so unterscheiden können. Das zwang uns, wie wir meinen, zu Kontrastprogrammen, die, wenn wir ehrlich sind, im besten Falle auf mehrererlei Weise versuchen, die Hefe des Wesentlichen - und damit meine ich Information und Ästhetik - an die unterschiedlich eingestellten Adressaten zu bringen, teils im Bier, teils im Brot, teils in Zuckerbäckerei. Aber auch in diesem besten Falle entsteht ein ungeheurer Koordinations- und Planungsaufwand, damit die rechte Hand nicht nur weiß, was die linke tut, sondern damit nicht wichtige Dinge zwischen allen Fingern hindurchrutschen können. Eine Vielzahl von Experten entspricht vielleicht der Palette des Problemerkatalogs, aber ihre Addition ergibt noch kein Programm, kein politisches, wie wir leidvoll vom Staate erfahren haben, und kein reflektierendes, selbst wenn wir die Widersprüche der Experten einmal ganz beiseite lassen. Das zeigt sich schon an einem Phänomen, das die Rundfunkanstalten beinahe aus dem Tritt gebracht hätte, als sie begannen, personalisierte Probleme zu behandeln und dem Publikum Rat zu geben. Die Menge der Briefpost hätte bei einer individuellen Behandlung, die an sich notwendig gewesen wäre, oft allein für Porti und Schreiarbeit einen Aufwand verlangt, der die Kosten der veranlassenden Sendung um ein Mehrfaches überstiegen hätte, ganz zu schweigen von der eigentlichen Bearbeitung und der Tatsache, daß dafür keinerlei Vorsorge in den Haushalten getroffen war und man auch darüber streiten kann, ob so etwas noch zur Aufgabe des Rundfunks gehörte.

Ich möchte hier nicht als Kulturpessimist mißverstanden werden. Bevor ich aber jetzt die Richtung meiner Betrachtung auf die Gegenseite verlege, muß ich wohl noch eine letzte Kongruenz erwähnen. Das ist der Verlust der Glaubwürdigkeit aller Prognosen. Die Führung einer Gemeinschaft

ebenso wie ein Rundfunk, welcher nicht nur Nachrichten- und Erheiterungs- oder Erbauungsmaschine sein will oder sein darf, bedarf einer Vision. Anders als im Nachrichtengeschäft lauten da die Fragen: was, warum, wie, wann und mit welchen Mitteln? Man kann endlos darüber diskutieren, ob eine nur nachvollziehende Änderungsmethodik, die nur erkennbare Mängel beseitigt, eher zu irreparablen Zuständen führt als eine spekulative zu Einrichtungen, die sich dann als unbrauchbar erweisen oder keine Benutzer finden. Sicher ist doch wohl, daß sich Vorsorge auf Vorausschau stützen muß, und da liegen die Dinge im Argen. Man hat das Instrument der Hochrechnung ebenso überfordert wie sein wichtigstes Hilfsmittel, den Computer, und beiden geschieht in der heutigen Geringschätzung ebenso Unrecht wie in der Zeit der fast unbegrenzten Gläubigkeit. Denn falsch waren nicht die Rechnungen, sondern falsch waren die oft kategorischen Schlußfolgerungen, welche in der Faszination des exakten mathematischen Mammutspiels die Zahl und die Unsicherheit der Prämissen vernachlässigt hatten. Auch der Rundfunk war in vielen Fällen Mittler von Ergebnissen, deren Haltbarkeit sich später mindestens als zweifelhaft erwies, aber damit befindet er sich in sehr zahlreicher Gesellschaft. Nun, da man gelegentlich den Eindruck gewinnt, daß er alles besser wisse, kann man nicht ganz beruhigt darüber sein, daß er es nicht besser wissen konnte. Denn das Schlimme ist, daß manch einer schon wieder besser weiß, was man über die Zukunft wissen müßte.

Wie steht es also um die ARD heute? Die Antwort hängt davon ab, was man unter ARD versteht; die Summe der Leistung und Last aller an ihr beteiligten Rundfunkanstalten oder die Quersumme, was schon einen erheblichen Unterschied ausmacht. Noch größer wird der Unterschied bei der Einzelbetrachtung der Anstalten, von denen die größte etwa dreißigmal größere Mittel als die kleinste hat. Es ist heute allerdings kaum mehr nötig, den Rundfunkföderalismus als solchen zu verteidigen, und das liegt auch nicht vorwiegend daran, daß die größere Gemeinschaft keine Länderreform zustande gebracht hat. Es hat sich herumgesprochen, welchen Wert in unserem Staate ohne kulturelle Zentrale den kulturellen Regionen beizumessen ist, welche Gefahren auch dort schon in Folge der Rezession, Teuerung und Konzentration aufgetreten sind und, wie zu befürchten ist, noch auftreten werden. Die öffentliche Reaktion und die unbezweifelbaren Auswirkungen einer hoffentlich nur zeitweiligen Programm-Sparpolitik, daneben die Ereignisse im Pressebereich haben wohl manchen vorsichtiger gemacht, der vor einiger Zeit noch ganze Anstalten schließen wollte.

Gleichwohl kann man an einigen Grundtatsachen nicht vorbei, die bei der Neuordnung der finanziellen Verhältnisse, mit der sich jetzt eine Kommission der Bundesländer befaßt, eine wichtige Rolle spielen werden. Die ARD operiert auf weiten Gebieten ihrer Tätigkeit wie eine Vereinigung von ehemaligen Pferdewagenbesitzern, die seit Jahrzehnten eine Flotte von Mietautos betreibt und nun auch Lufttaxis angeschafft hat, aber ihr Verhältnis untereinander noch immer nach der Zahl der Pferde regelt, die sie einmal in den Verband eingebracht hatten. Die Rundfunkanstalten haben untereinander einen Finanzausgleich vereinbart, dessen Volumen mit etwas über 100 Millionen einen Bruchteil dessen deckt, was sie darüber hinaus gemeinsam betreiben und nach einer Anzahl unterschiedlicher Verrechnungsschlüssel finanzieren. Dazu kommen etliche Leistungen, die jeweils von einer Anstalt für alle erbracht werden. Einige Leistungen dieser Art, wie zum Beispiel die Kosten für Auslandsberichterstattung im Fernsehen, gleichen einander einigermaßen aus. Andere, wie die

Tagesschau, belasten trotz der Gemeinschaftszahlungen eine Anstalt immer noch überproportional. Historisch ist dieses verwirrende Geflecht einmal aus dem durchaus gesunden Leistungsehrgeiz entstanden. Man wollte diese Aufgaben erhalten, und ein bißchen hat wohl auch die Tatsache eine Rolle gespielt, daß die jeweilige Federführung den Entscheidungsspielraum einer Anstalt vergrößerte. Gemeinschaftsentscheidungen sind schwerer und umständlicher. Es kommt aber noch ein fatales Moment hinzu. Es ist nicht sinnvoll, Programmaufgaben bei einer Anstalt zu verankern, die dafür keinen ausreichenden Sendeplatz ist ihrem Programmanteil hat. Das macht es auch so schwer, die Verhältnisse zu ändern.

In diesem Zusammenhang, den ich hier nur in groben Zügen schildern kann, muß ich noch ein schwelendes Problem erwähnen. Die ARD betreibt das erste Fernsehprogramm als Gemeinschaftsprogramm. Dafür braucht man ein Leitungsnetz und eine Zentrale. Netze haben es an sich, daß die Entfernungen in ihnen vom Mittelpunkt ab zunehmen, und wer am Ende einer solchen Leitung sitzt, der verursacht die höchsten Kosten. Das ist nur ein Beispiel, für das es etliche weitere Varianten gibt. Ich möchte die Topographie erwähnen. Wir haben Regionen, in denen die Rundfunkversorgung wegen der Unebenheit des Landes eine vielfache Zahl von Sendern erforderlich macht, verglichen mit dem flachen Land im Norden und Westen. Wenn ich wieder ein vergleichendes Bild benutzen darf: es ist so, als müßten die Benutzer der Eisenbahn auf jenen Strecken höhere Kilometerpreise bezahlen, auf denen Steigungen zu überwinden sind oder schwierige Streckenkonstruktionen zu bewältigen waren. In diesem Problembereich ist aber nicht alles naturgegeben. Die Rundfunkanstalten haben unterschiedliche Aufgaben.

Ein Teil dieser Unterschiedlichkeit ergibt sich aus den Gesetzen und Staatsverträgen. Schon hier aber setzt die Diskussion ein. Was hat der Landesgesetzgeber von, sagen wir, Hessen damit zu tun, daß die Landesgesetzgeber anderswo ihre Anstalten zu bestimmten regionalen Leistungen verpflichtet haben? Warum bezahlen Anstalten über den Finanzausgleich indirekt auch Ausbildungsprogramme in anderen Anstaltsbereichen, obwohl sie die Kosten für ihre eigenen Ausbildungsprogramme vom Staat ersetzt bekommen, anderswo aber der Staat solche Sendungen von seiner Anstalt zwar verlangt, aber nicht bezahlt? Und schließlich, das muß man auch sagen, ist ein Teil der Kostenlasten von den verursachenden Anstalten selber gewollt, in ganz legitimer autonomer Entscheidung, aber die Kostenteilung erfolgt nicht nach dem Verursacherprinzip, und forderte man das, brächen etliche Anstalten sofort zusammen. Es zahlen nämlich alle Hörer und Seher dieselben Gebühren, wie die Benutzer der Eisenbahn dieselben Tarife, aber die Anstalten, welche dafür die Sender, die Leitungen, die Regionalprogramme und anderes zu zahlen haben, sind unterschiedlich groß und, anders als die Eisenbahndirektionen, im wesentlichen auf die Gebühreneinnahmen aus ihrem Einzugsgebiet angewiesen. Damit bin ich wieder bei meinem Vergleich mit dem Droschkenkutschverein. Die ARD muß einen Teil ihrer kooperativen Aufgaben überhaupt erst definieren und dafür eine finanzielle Basis schaffen, die bisher zwar durch pragmatische Vereinbarungen einigermaßen ersetzt werden konnte, aber ganz unübersichtlich geworden ist.

Ich habe schon viel vom Staat und der größeren Gemeinschaft gesprochen. Eine der schwierigsten Diskussionen in der ARD befaßt sich mit diesem Gegenstand. Sie ist so schwierig, weil genaugenommen vier Teilprobleme miteinander verwoben werden und auch nicht säuberlich zu trennen sind.

Der Rundfunk soll unabhängig sein, so verlangt es die Verfassung, aber er ist unstreitig von den Organen des Staates abhängig, wenn es um seine Finanzierung geht. Außerdem ist er als Institution in seinen Organen mindestens teilweise personal mit Repräsentanten des Staates identisch, so daß man zumindest Interessenkonflikte vermuten kann.

Der Rundfunk genießt ein Monopol, das verfassungsgerichtlich allerdings nicht nur darauf gestützt ist, daß ein freier Wettbewerb mangels technischer Voraussetzungen unmöglich wäre, sondern auch darauf, daß in diesen Wettbewerb nur sehr finanzstarke Partner eintreten könnten, was wiederum zu Monopolen führt. Der zweite Teil dieses verfassungsgerichtlichen Urteils wird heute gern übersehen. Aber es ist richtig, daß sich die Technik weiterentwickelt hat und daß Wettbewerber ihre Interessen angemeldet haben. Das kann das öffentlich-rechtliche Rundfunksystem an der Wurzel treffen. Zuständig für diese Entscheidungen, die nun wirklich von grundlegend medienpolitischer Bedeutung sind, ist der Staat, sind die Länder, es sei denn, man bestreite die kulturpolitische Substanz der Entscheidung und fiele damit in die Zeit vor dem zweiten verfassungsgerichtlichen Urteil zurück, wo die Post der Meinung war, das Wesentliche am Rundfunk sei der Transport der Sendungen, nicht deren Inhalt.

Ich bin schon nicht ganz sicher, daß alle Organe aller ARD-Anstalten bis zum Letzten in der Beurteilung aller Implikationen der neuen Technik übereinstimmen. Sicher aber gibt es kontroverse Standpunkte hinsichtlich des dritten Problemkreises, der eine Folge des Rundfunkmonopols ist. Ich meine die Forderung des Bundesverfassungsgerichts, daß die Rundfunkanstalten in ihren Programmen ein Mindestmaß von Ausgewogenheit herzustellen hätten.

Dies führt zum vierten Problemkreis, der merkwürdigerweise im Prinzip viel weniger umstritten ist. Das ist die professionelle Kompetenz der Programmautoren und Programmredakteure. Ich vermute aus einer nicht kleinen Erfahrung, daß ein großer Teil des Disputes über Ausgewogenheit sich von selbst erledigte, wenn über die Frage, was als ordentliche, hinreichende, redliche und faire Arbeit zu bezeichnen ist, im vorhinein, und nicht immer erst nach dem jeweiligen Eklat, größere Sicherheit herrschte. Ausgewogenheit ist gewiß wichtig, aber ich mache Ihnen auch ein Programm, das sachlich total falsch und gerade darin ausgewogen ist.

Es besteht für mich kein Zweifel daran, daß diese Fragen von der ARD entweder in eigener Verantwortung beantwortet werden müssen oder gegen sie entschieden werden, sei es durch den Gesetzgeber, durch Gerichtsurteile oder gar durch die Praxis eines divergierenden Programms. Wir stehen mitten in der Diskussion, und deshalb kann ich dazu nur meine Meinung berichten.

Es geht, soweit es die ARD betrifft, nur um das Fernseh-Gemeinschaftsprogramm. Die Hörfunkprogramme und die Dritten Fernsehprogramme sind von den einzelnen Anstalten zu verantworten, wobei es uns allerdings auch nicht ganz gleichgültig sein könnte, falls einer Anstalt mit guten Gründen Fehler nachgewiesen würden, deren Konsequenzen die Zusammenarbeit in der ARD erschwerten. Aber das war bisher allenfalls ein Randproblem.

Das Fernseh-Gemeinschaftsprogramm wird, das ist unbestritten, zum größten Teil auf dem Papier geplant. Die Planer kennen zum Zeitpunkt der Planung den größten Teil der geplanten Sendungen nicht, kaum die Sendungen ihres eigenen Hauses, von denen etliche noch gar nicht fertig sind, so gut wie gar nicht die Sendungen der anderen Häuser, und das sind 75 bis 95 Prozent der jeweiligen Planung. Daß es schließlich auch an ausreichender Information über die Inhalte der aktuellen Sendungen mangelt, welche noch am Tage der Sendung veränderbar sind und sein müssen, sei nur nebenbei erwähnt. Ausgewogenheit kann man also nur im nachhinein prüfen, und das wäre noch durchaus tragbar, wenn es wenigstens dafür einen Apparat gäbe, aber es gibt ihn nicht.

Wie ein Mindestmaß von Ausgewogenheit unter diesen Umständen anders hergestellt werden soll als durch das Bemühen jeder Anstalt, ihren Programmanteil ausgewogen zu machen, ist mir unerfindlich. Man muß sich sogar darüber hinaus bemühen, innerhalb der einzelnen Sparten ausgewogen zu sein. Aber man darf zwei Dinge nicht verwechseln. Auf das eine habe ich schon hingewiesen. Wer sich aus Trägheit oder aus anderen Gründen nicht bemüht, eine wesentliche Seite eines Sachverhalts zur Sprache zu bringen, oder auch nur zu recherchieren, verstößt zwar auch gegen das Gebot der Ausgewogenheit, denn es ist nirgends gesagt, daß nur das Gesamtprogramm ausgewogen sein muß, einzelne Sendungen oder Reihen aber nicht ausgewogen sein dürfen; er verstößt aber auch gegen einen mindestens ebenso wichtigen Anspruch der Hörer und Zuschauer, nämlich den auf vollständige Unterrichtung im wesentlichen. Das ist das Kompetenzproblem.

Das zweite ist ebenso wichtig. Nirgends ist gesagt und wird verlangt, daß Ausgewogenheit identisch sei mit der Palette der politischen Kräfte im Staate, daß nur wiedergegeben werden dürfe, was Regierung und Opposition, Gewerkschaft und Unternehmen, Handel und Verbraucher zu sagen haben. Der Rundfunk ist nicht nur Spiegel, seine Autoren haben das Recht zu einer eigenen Meinung, und sie haben sogar die Pflicht, auch Aspekte von Außenseitern zuzulassen, wenn diese zur Sache gehörig, interessant und schlüssig sind.

Es geht in erster Linie um Sachgerechtigkeit; man wird keiner Sache gerecht, wenn man sie nur oder vorwiegend von einer Seite betrachtet. Es ist bedenklich, daß man dies besonders betonen muß, und es ist kein Trost, daß mangelnde Sachgerechtigkeit oft ohne Vorsatz oder Fahrlässigkeit von mangelnder Sachkenntnis verursacht wurde. Tragikomisch aber wird es dann, wenn die Diskussion um das Ausgewogenheitsgebot von einigen Leuten mit Argumenten geführt wird, die unmittelbar zu jenen Forderungen führen müssen, welche mit Recht von denselben Leuten abgelehnt werden. Dazu gehört das Argument, Ausgewogenheit stelle sich gleichsam von selber ein, als Ergebnis der Meinungsvielfalt in den zusammenwirkenden Anstalten und Redaktionen. Einmal ist das eine unbewiesene Behauptung. Zum anderen führt sie zu dem Schluß, daß wir in den Redaktionen einen personellen Proporz bereits hätten, den herzustellen mit Recht abgelehnt werden muß. Was wir schaffen und bewahren müssen, ist der pluralistische Geist und die selbstverständliche Bereitschaft zu seiner Anwendung in den Köpfen aller für das Programm verantwortlichen Redakteure.

Der Problemerkatalog ist damit bei weitem nicht erschöpft, wenn auch die meisten mittelbar oder unmittelbar mit jenen zusammenhängen, die ich zu schildern versuchte. Bevor ich ein letztes, nach meiner Ansicht sehr

wichtiges, nenne, möchte ich Ihnen wenigstens kurz ein Beispiel für jene Probleme geben, die ich unerwähnt gelassen habe. Uns trennen noch knapp vier Wochen vom Beginn einer internationalen Konferenz, auf der die Mittelwellenfrequenzen neu geordnet werden sollen. Das Mittelwellenband, auf dem 120 Kanäle zur Verfügung stehen und inzwischen über 4.000 Sender mit immer größerer Leistung arbeiten, hat sich zu einem Chaos entwickelt. Wer die Anmeldungen betrachtet, die für die bevorstehende Frequenzverteilung von über hundert Nationen abgegeben worden sind, wird nicht mehr von Chaos, sondern nur noch von Unfug sprechen können. Es sind mehr als 10.000. Ich kann dazu in der hier gebotenen Kürze nur wenig sagen. Es ist zu befürchten, daß die Mittelwelle noch weiter von ihrer Bedeutung verliert, damit aber auch eines der wichtigsten Mittel für eine freie, grenzüberschreitende Information, und es mehren sich die Zeichen dafür, daß dies von den Nationen des Ostblocks bewußt so geplant ist, um ihre schon mehrmals offen geäußerte These zu verwirklichen. Diese verlangt, daß die elektronische Information grundsätzlich in Händen der Regierungen zu sein und in ihrer Wirkung auf die jeweils regierten Völker beschränkt zu bleiben habe. Es sieht sogar so aus, als nehme der Osten in Kauf, daß er dann möglicherweise selber nicht in größerem Umfang auf die Hörer im Westen einwirken kann, wenn er nur von der Gegenwirkung befreit werde.

Aber es gibt noch ein Thema, das ich nicht übergehen will. Wieder scheint es mir aus zwei anscheinend widersinnigen Erscheinungen zu bestehen. Die eine ist schwer zu benennen, wenn man nicht über Gebühr pauschalisieren und Unrecht tun will. Man kann nicht vom Verfall sprechen, aber gewiß von einem deutlichen Nachlassen des konzipierenden Impulses in den Anstalten. Das hat sicher auch mit dem Geld zu tun, aber nicht nur damit, denn man kann solchen Impetus auch dort finden, wo sehr wenig Geld zur Verfügung steht, und man kann umgekehrt nicht sagen, daß ausreichende Mittel und große Apparate ihn stets erdrücken. Es liegt wohl an vielem, was hier eingangs schon geschildert worden ist, am administrativen Druck, an der Arbeitslast der Beobachtung unserer immer vielgestaltiger werdenden Verhältnisse, zusätzlich sicher auch an dem Erfordernis, ganze Programmstrukturen in erheblich kürzeren Zeitabschnitten als früher auf ihren Änderungsbedarf zu prüfen, womit alle Redaktionen neben ihren Programmprodukten auf Monate beschäftigt sind. Ich vermute aber, daß auch ein gutes Stück Resignation damit verbunden ist. Die Frage: wem fällt's eigentlich auf, wer verlangt denn danach, wird immer häufiger dort gestellt, wo man sich früher nicht mit dem Gängigen, dem Mehrheits-erfolg, dem Hit begnügte. Ich gebe zu, daß manche dieser Fragen pures Selbstmitleid sind und manche auf verdientem Mißerfolg solcher Experimentierer beruhen, welche entweder den Wert ihres Experimentes oder die erträgliche Dosis von Experimenten oder gar beides falsch eingeschätzt hatten. Wenn ich mich nicht sehr irre, dann gibt es aber deutliche Anzeichen einer Resignation bis hin zu Mitarbeitern, die sich früher als Überzeugungstäter in der anderen Richtung verirrten. Abgesehen von jenen, die schon damals Opportunisten waren, macht mir diese Entwicklung Sorge. Es fehlt, wie ich meine, eine Vision dessen, was Rundfunkarbeit bewirken soll. Dies lehrt wohl keine Wirkungsforschung und dazu beflügelt keine Medienpolitik, am wenigsten die, welche wir in unserem Lande betreiben.

Ich möchte auf eine umfassende Aufgabe hinweisen, für welche noch nicht einmal die Bleistifte gespitzt worden sind, mit denen sie skizziert werden müßte. Die Aufgabe heißt Europa. Es ist eigentlich gar nicht zu

fassen, daß das Instrument, welches alle Kalamitäten dieser Schneckenentwicklung, alle Gefahren ihres Scheiterns registrieren kann, den engen Zusammenhang zwischen seinen eigenen spezifischen Eigenschaften und den fehlenden Erfordernissen für einen schnelleren und wirksameren europäischen Zusammenschluß noch nicht erkannt hat. Die Europäische Gemeinschaft stagniert vor den Hindernissen der in Jahrhunderten gewachsenen unterschiedlichen Strukturen. Wer außer den Experten kennt diese überhaupt, wer kennt ihre Gründe, wer kann die Unterschiede den Menschen in den Ländern der Gemeinschaft zeigen, die Vergleiche anstellen, die Vorteile und Nachteile abwägen? Wer kennt - über die paar landläufigen Klischees hinaus, die zu allem Übel auch noch falsch oder überholt sein können - die mentalen Unterschiede in Europa, die Prioritäten im Lebensstil und ihre Gründe? Wäre das keine Aufgabe für die literarischen und unterhaltenden Sparten? Wer könnte besser als der Rundfunk die Sprachbarrieren überwinden? Und wer könnte die Lücke schließen, die sich bei jeder europäischen Kontroverse auftut, wenn in der Brüsseler Europabürokratie ein gemeinsamer Nenner gefunden werden muß, den die nationalen Regierungen vor ihren Parlamenten allenfalls als das geringste Übel verteidigen, niemand aber dieses Europa bei den Wählern vertritt? Wer könnte also diese Probleme besser an die Europäer heranbringen, damit sie in den wichtigsten Fragen Vergleiche anstellen und mitüberlegen können, wie die jeweils beste Lösung aussehen muß, um es den Politikern zu erleichtern, oder ihnen den Vorwand zu nehmen, daß sie nach einem Kompromiß zu Hause in Stücke gerissen würden?

Wir brauchen neben der ARD eine ARE. Selbstverständlich geht das nicht von heute auf morgen. Auch hier kann ein unüberlegter Schritt schädlich sein. Außerdem werden genau die Unterschiede, welche Europa belasten - bis hin zu den mentalen - diese Arbeit außerordentlich erschweren. Man denke kurz an die Hindernisse, die wir selber bei der gemeinsamen Veranstaltung eines Programms von neun Anstalten haben, und stelle sich eines von neun Nationen vor. Vermutlich werden dafür ganz andere Organisationsformen gefunden werden müssen, zum Beispiel Redaktionen für jedes einzelne Land, mindestens teilweise besetzt mit Angehörigen aus diesen Ländern. Ich will darüber hier nicht spekulieren, aber das Thema, das Sie mir gaben, schließt den Ausblick auf die Zukunft ausdrücklich ein. Es müssen nach meiner Meinung erste Schritte getan werden, und dafür ist der Zeitpunkt nicht verfrüht, wenn wir von Bemühungen hören, die Delegationen Europas in den Vereinten Nationen gemeinsam aufzutreten und mit einer Stimme sprechen zu lassen oder auch bei Errichtung auswärtiger Vertretungen versuchsweise diesen Weg zu gehen. Der Rundfunk darf zwar den Anschluß an die Gegenwart niemals verlieren, aber er sollte auch bei der Suche nach neuen Möglichkeiten der Entwicklung hilfreich sein: Spiegel im vorgeblich bekannten und Sucher im angeblich unwegsamen Gelände.

Joachim-Ernst Berendt:

DER JAZZ ALS INDIZ

Beiträge zu einer Geschichte des Jazz am deutschen

Rundfunk (1924 bis 1975)

Erster Teil

Meine sehr verehrten Damen und Herren, man soll seine Themen in Frage stellen. Das habe ich zuerst einmal getan, als ich um einen Vortrag über das Thema, um das es hier heute geht, gebeten wurde. Monatelang, immer wieder, habe ich mich gefragt, was es denn für einen Sinn haben könnte, darüber zu sprechen, daß etwa dann und dann zum ersten Mal Jazz in der alten Berliner Funkstunde gesendet wurde oder daß in den zwanziger Jahren die Sender Frankfurt und Elberfeld - auch den gab es damals noch - viel und der Sender Stuttgart wenig Jazz gespielt haben. Wer will so etwas wissen? Wer braucht das?

Aber dann stieß ich in alten vergilbten Funkzeitschriften und in noch vergilbteren Akten, die ein ganzes Team hilfreicher Archivare für mich ans Tageslicht förderte, auf allerlei Hinweise und Verlautbarungen, die den Schluß nahelegten, daß der Jazz Indiz für Entwicklungen und für Tendenzen ist, die sich in Wirklichkeit in ganz anderen Bereichen in der Geschichte des deutschen Rundfunks abgespielt haben. Ich stieß zum Beispiel auf Artikel, ja ganze Reden, die Intendanten deutscher Sender in den zwanziger und auch noch in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre zum Thema Jazz gehalten haben. Intendanten in Leipzig, Breslau, Stuttgart, auch der Intendant des Deutschlandsenders: also fast so, als wenn heute der Intendant des Deutschlandfunks eine Rede - eine ganze Rede! - allein über den Jazz hielte.

Wer sich mit der Geschichte des Jazz im deutschen Rundfunks befaßt, macht immer wieder Beobachtungen, die im Grunde über den Jazz hinausweisen: kulturkritische, gesellschaftliche, politische Beobachtungen zur Phänomenologie des Rundfunks ... Und deshalb - nur deshalb will ich nun doch ganz von vorn anfangen.

Die erste Sendung in der Geschichte des deutschen Rundfunks, die man - mit einiger Mühe - als Sendung von Jazz oder jazzähnlicher Musik bezeichnen kann, gab es am 24. Mai 1924 aus München. Im Programm ist noch heute zu lesen: "Jazzbandmusik aus dem Regina-Palasthotel". Das war also im Grunde gleich zu Beginn des deutschen Rundfunks, wenn Sie bedenken, daß es die erste Sendung der Berliner Funkstunde aus dem berühmten Voxhaus erst wenige Monate zuvor, nämlich am 29. Oktober 1923, gegeben hatte.

Jazz und Radio entwickelten sich ja überhaupt in auffälliger Weise parallel zueinander. Beide entstanden in jenen aufregenden Jahren zu Beginn unseres Jahrhunderts, als Picasso, Strawinsky und Schönberg die Kunst revolutionierten, als sich die Erfindung des Grammophons durch Edison und Berliner durchsetzte und weiterentwickelt wurde und als überhaupt in so besonderer Konzentration all die Ideen entstanden - Relativitätstheorie, Unschärferealtion, Psychoanalyse -, die dieses 20. Jahrhundert geprägt haben und deren Träger und Schöpfer nun jetzt, in den sechziger und siebziger Jahren, in ähnlich konzentrierter Weise, von uns gehen: von, wie gesagt, Picasso, Schönberg und Strawinsky bis Louis Armstrong und Duke Ellington.

In diesem ungeheuren Aufbruch um die Jahrhundertwende, der verglichen wurde - mit Recht verglichen - mit dem Aufbruch der Renaissance zur Zeit Leonardos und Copernicus' oder mit dem des perikleischen Athens, ist der Jazz die einzige ganz und gar neu entstandene Kunstform - will sagen: eine Kunstform, die nicht, wie etwa die Neue Konzertmusik oder die Moderne Malerei, logisch und zwangsläufig aus ihrer bisherigen Tradition - vor allem derjenigen des 19. Jahrhunderts - weiterentwickelt wurde.

Immer wieder und von Anfang an ist der Jazz als die eigentliche Radiomusik par excellence bezeichnet worden - und zwar nicht nur aus künstlerischen, sondern auch aus technischen Gründen. Der Jazz braucht wie keine andere bis dato bekannte Musik das Mikrophon. Er benötigt für seine akustische Differenzierung technische Hilfe. Der Solist in der massierten Lautstärke einer Bigband, noch offensichtlicher die Sängerinnen und Sänger des Jazz sind undenkbar ohne die elektrische Verstärkung. Ja, die Jazzvokalistinnen haben eine ganz neue, eigene Gesangstechnik entwickelt, die ohne das Mikrophon nicht denkbar ist, eine Vokaltechnik, die vom Jazz her in unsere ganze heutige Populärmusik gedrungen ist, weshalb es ja auch immer wieder Kritiker gab - ich weiß nicht: vielleicht auch noch gibt -, die sagen: diese Leute könnten ja überhaupt nicht singen; wenn man ihnen das Mikrophon fortnehme, würde man sofort merken, daß sie keinerlei Stimme besitzen ... was ungefähr so erheblich ist wie die Kritik an einem Pianisten: wenn man ihm das Klavier fortnehme, würde man sofort merken, daß er nicht Klavier spielen kann. In genau diesem Sinne: Das Mikrophon ist für die Sänger und Sängerinnen des Jazz Instrument geworden. Durch das Mikrophon haben sie Sensibilitäten und Subtilitäten der Phrasierung und Tonbildung, ja selbst des tonlosen Ausdrucks, der Expression zum Beispiel durch den Atem, gefunden, die im herkömmlichen Gesang unbekannt waren und auch unnötig, weil man sie ja doch nicht hätte hörbar machen können.

Bereits 1924 finde ich in der damals maßgebenden Zeitschrift "Der deutsche Rundfunk" die Frage: Wo ist wohl der geometrische Punkt des Zusammentreffens zwischen der Technik der drahtlosen Fernübertragung und derjenigen des zeitgenössischen musikalischen Schaffens? Und es wird dann die Vermutung ausgesprochen, daß er in der besonderen Stimmung diskreter Tollheit liege, die der Jazz schaffe.

Es paßt hierzu, daß die ersten Kompositionsaufträge, die in der Geschichte des deutschen Rundfunks vergeben wurden, sich sämtlich auf Jazz bezogen. So instrumentierte Paul Hindemith 1924 für den Frankfurter Sender zwei "Jazzbandmusiken", die damals nicht etwa in einem Konzert moderner Konzertmusik gesendet wurden, sondern in einer Sendung von Tanzmusik. Im gleichen Jahr komponierte Ernst Krenek, ebenfalls für Frankfurt, seinen berühmten "Radio-Blues". Dies ist nicht nur die erste Uraufführung eines Jazzkompositionsauftrages in der Geschichte des deutschen Rundfunks, sondern, wie die Zeitschrift "Der deutsche Rundfunk" feststellt, "überhaupt die erste zeitgenössische Rundfunkkomposition".

Rundfunk und Jazz gehören auch wegen der Internationalisierung zusammen, die der Rundfunk mit sich gebracht hat. Mit einem Mal drang - für jeden gleichsam "greifbar" - Radio Budapest, Radio Stockholm, Rom, Paris, London in die Heime deutscher Bürger, und wir wissen von den zwanziger Jahren her, daß diese Möglichkeit mit einem ungeheuren Enthusiasmus, mit einem Gefühl der Befreiung, des Ausbrechens aus den eigenen engen Grenzen wahrgenommen und diskutiert wurde. Wenn ich an Thesen von McLuhan

anknüpfen darf: Die Sprache war nun nicht mehr message, nicht mehr Botschaft, sondern nur noch Träger der message. Jazz wird in der ganzen Welt, also nicht nur im englischen Sprachraum, bei uns ebenso wie in den Ländern des Ostens, in Japan ebenso wie in Lateinamerika, englisch gesungen. Weite Kreise der Zuhörer, gewiß nicht alle - es entwickelte sich durchaus auch ein spürbares Ressentiment -, aber weite Kreise der Zuhörer spürten von Anfang an, daß zwischen bestimmten Sprachen und bestimmten musikalischen Gattungen über nationale Grenzen hinweg Zusammenhänge bestehen; daß es eben einen Unterschied ausmacht, ob man ein Jazzstück in Englisch oder in Deutsch singt, wie es auch einen Unterschied macht, ob man ein Schubert-Lied deutsch oder französisch singt oder eine italienische Opernarie italienisch oder englisch. Pointiert ausgedrückt: Selbst dann, wenn man alle diese Sprachen nicht versteht, versteht man die italienische Arie in Italienisch, das Schubert-Lied in Deutsch, den Jazz-Song in Englisch besser, als wenn man diese Musiken in der eigenen Sprache des Zuhörers gesungen hörte. Es sind dies Zusammenhänge, die im Grunde erst der Rundfunk bewußt gemacht hat. Im 19. Jahrhundert waren sie nicht bewußt, da übersetzte man noch.

Rundfunk und Jazz also entstanden und entwickelten sich parallel zueinander. Ich finde denn auch in den mir vorliegenden Programmen des deutschen Rundfunks von Anfang an ständig und regelmäßig Sendungen von Jazz und Jazz-ähnlicher Musik, am meisten, wie gesagt, in Frankfurt und Elberfeld, wobei insgesamt die Anzahl der monatlichen Jazzsendungen zwischen fünf und 26 Programmen lag. Von Anfang an sendeten einige ausländische Stationen, vor allem Prag, Paris, Rom, von 1926 an auch Barcelona, Budapest und Warschau, häufiger Jazz als die deutschen Sender. Insgesamt war es ein Jazz, der der damaligen Populärmusik unmittelbar benachbart war.

Die Verwandtschaft von Jazz und Populärmusik liegt in der Natur der Beziehung zwischen den beiden Bereichen. Nur ist sie heute eben differenzierter, komplexer, weniger offensichtlich geworden. Die gesamte Populärmusik dieses Jahrhunderts - vom Ragtime noch vor der Jahrhundertwende bis zum Rock und Soul von heute - ist nicht denkbar ohne den Jazz, ohne sein Instrumentarium und ohne seine Sounds, seine Klänge, ohne das Metronomische seines Rhythmus und ohne seine Bluesharmonik ... wie es ja auch keinen einzigen Tanz gibt in diesem Jahrhundert, von den aus dem vergangenen Jahrhundert übernommenen und weitergeführten Marsch- und Walzertänzen abgesehen, der nicht von der schwarzen Bevölkerung Amerikas herkäme. Und zwar entweder - wie im Falle von Foxtrott, Charleston, Boogie, Twist oder auch den modernen Rocktänzen - von den Schwarzen Nordamerikas her oder - wie im Falle von Samba, Tango, Rumba, Cha-Cha-Cha usw. - von denjenigen Lateinamerikas. In beiden Fällen gehen die rhythmischen Modelle und die Bewegungsmuster auf die gleichen Urbilder zurück, auf Urbilder in Westafrika, vor allem bei den Jorubus und Dahomeys.

Dieser afrikanische Modellcharakter von Musik und Tanz ist, wiewohl höchst unwissenschaftlich, von Anfang an vom deutschen Publikum nachempfunden worden und hat zu scharfer Kritik gereizt, und zwar in Deutschland zu schärferer als in irgendeinem anderen europäischen Land. Wenn ich einige Stimmen zitieren darf: 1924 in der Zeitschrift "Funk": "Warum diese amerikanische Musik - Foxtrott, Jimmy usw.? Ich finde unsere deutsche Musik und Lieder viel schöner." Aber dann gleich darunter im gleichen Zusammenhang: "Warum aber auch dieses nationalistische Deutsch-

landlied und nicht zum Beispiel die große Internationale?" Oder in der gleichen Zeitschrift zwei Jahre später: "Die seelenlose Seele der Gegenwart, der Gleichklang zum Tempostampfen der Maschine, das ist Jazz, das tönende Lachkabinett des Heute." Oder eine Hörerzuschrift aus dem Banat, 1925: "Wenn die ganze Welt schon an der Jimmy-Tollheit leidet, so sehen wir Auslandsdeutschen dennoch nicht ein, warum Deutschland an dieser Tollwut teilhaben muß. Das ist im Versailler Friedensvertrag denn sicher doch nicht enthalten. Mit treudeutschem Gruß."

Aber dann gibt es doch auch immer wieder ebenso glühende Verteidigungen sowohl seitens der Hörer wie seitens der Rundfunkfachleute. So 1926 in der Zeitschrift "Der Deutsche Rundfunk": "Die Negermusik, die den Ursprung der Jazzband bildet, ist von einer Kompliziertheit des Rhythmus, von einer harmonischen Sorgfalt, von einem klanglichen und modulatorischen Reichtum, wie ihn die meisten unserer Tanzkapellen einfach nicht aufbringen können." Oder Anfang der dreißiger Jahre auf einer Königsberger Intendantentagung: "Der Funkschaffende findet fast täglich in seiner Post Zuschriften, die vom Rundfunk noch mehr moderne Tanzmusik fordern, und solche, die sie entschieden ablehnen. Der Funkschaffende sieht sich deshalb immer wieder vor die Frage gestellt, soll er moderne Tanzmusik senden oder nicht. Die Antwort sei gleich vorweggenommen. Sie muß auf jeden Fall lauten: ja, er soll sie senden." Um dieses Urteil zu begründen, haben die Intendanten damals sogar den Hauptmann Bölke bemüht, den berühmten deutschen Jagdflieger aus dem Ersten Weltkrieg, der sich bereits 1913 in einem Brief an seine Eltern auf dem damals in Baden-Baden stattfindenden "Deutschen Tanzturnier" als begeisterter Freund des Jazz gezeigt und "das merkwürdige Verbot des Kaisers, die modernen Tänze zu tanzen", abgelehnt habe.

Ich habe Hunderte derartiger Äußerungen gefunden, und in fast allen schwingen politische Töne: in den ablehnenden nationalistische, ressentimentgeladene, in den positiven internationale, tolerante, liberale ... Mindestens seit 1925 oder 26 ist das Thema Jazz im deutschen Rundfunk eindeutig politisiert. Und es ist ganz offensichtlich - gewiß nicht ausnahmslos, aber doch mit einem statistischen Übergewicht, das falsch nicht interpretiert werden kann: rechtsstehende Intendanten in Stuttgart etwa oder im Mitteldeutschen Rundfunk oder in Königsberg gaben dem Jazz im Programm ihrer Sender einen spürbar geringeren Anteil als Intendanten des Zentrums etwa oder der Sozialdemokraten - in Frankfurt, Elberfeld, Breslau ... Es ist deshalb falsch, wenn oft gesagt wird, daß die Machtergreifung Hitlers 1933, was den Jazz betrifft, einen politischen Einschnitt gebracht hätte. Die Kampagne gegen den Jazz war keine Erfindung der Nazis. Goebbels, Hitler und Konsorten bedienten sich wie ja auch in anderen Bereichen - etwa Juden und Neger gegenüber - unterschwellig einer Stimmung, die sich im Laufe der zwanziger Jahre mit bemerkenswerter Stetigkeit aufgeschaukelt hatte: jener Stimmung der Überlegenheit der eigenen Art und des eigenen deutschen Blutes, des deutschen Wesens, an dem die Welt genesen soll, und der deutschen Kultur, die ja bekanntlich allen anderen Kulturen überlegen sei.

Bereits drei Jahr vor 1933 hatte - und zwar kennzeichnenderweise, ohne daß dies damals besonderes Aufsehen erregt hätte - die regionale nationalsozialistische Regierung in Thüringen auf Veranlassung des späteren Reichsministers Frick, der damals thüringischer Volksbildungsminister war, ein erstes Jazzverbot ausgesprochen. 1933 veröffentlichte die Zeitschrift "Deutsche Kulturwacht" eine sogenannte "Deutsche Kurzgeschichte des Jazz", die zu rekapitulieren interessant und, wie mir scheint, ver-

gnügllich ist: "Es ist erschütternd, wenn wir einmal nur in Stichworten die wichtigsten Schandtaten des Jazz aufzeichnen. 1927: In deutschen Ostseebädern wird die deutsche Nationalhymne verjazzt. Wagners Pilgerchor aus 'Tannhäuser' wird in Berlin als Charleston getanzt. Das Hoch'sche Konservatorium in Frankfurt am Main richtet eine Jazzklasse ein. 1928: Einführung der Jazzmusik in Kinderhorts der Berliner Arbeiterviertel. 1929: Der Berliner Kritiker Hans Stuckenschmidt schreibt in der 'Vossischen Zeitung', man solle die Kirchenorgeln doch besser ihres Heilsarmeegeruches entkleiden und statt dessen Jazzorgeln einführen. 1930: In verschiedenen Schulen Preußens werden aus den Kindern Jazzorchester gebildet. 1931: Der Berliner Generalmusikdirektor Erich Klaiber sagt, daß jeder seiner Musiker, der Bedeutung erstrebe, den Weg des Jazz gehen müsse. 1932: In der Berliner Karl-Marx-Schule wird der Jazz dem Lehrplan eingegliedert. 1933: Die Berliner 'Funkstunde' verbietet den Negerjazz." Dieses letztere Wort übrigens wurde ausgerechnet von Theodor W. Adorno in der "Europäischen Revue" unter dem Titel "Abschied vom Jazz" mit Begeisterung begrüßt. Adorno schrieb - und ich halte es für wichtig, daß man daran erinnert -, mit dem Jazz sei "ein Stück schlechtes Kunstgewerbe ausgemerzt" - dieses Wort: ausgemerzt! - worden.

Es ist aufschlußreich zu sehen, daß sich zunächst die Musikindustrie beschwerte. Für sie standen immerhin Umsätze auf dem Spiel. So wurde, um das Saxophon zu rechtfertigen, behauptet, der Erfinder des Saxophons - bekanntlich der Belgier Adolphe Sax - sei Deutscher gewesen, schon deshalb könne man dieses Instrument nicht "verbieten". Immerhin wurde es 1935, bis der Reichssendeleiter Hadamovsky sein generelles Jazzverbot erließ. Im Text der Anordnung heißt es: "Nachdem wir zwei Jahre lang mit dem Kulturbolschewismus aufgeräumt haben, wollen wir auch mit den noch in unserer Unterhaltungs- und Tanzmusik verbliebenen zersetzenden Elementen Schluß machen. Mit dem heutigen Tag spreche ich ein endgültiges Verbot des Niggerjazz für den gesamten deutschen Rundfunk aus. Was zersetzend ist und die Grundlage unserer Kultur zerstört, das werden wir ablehnen. Wir werden dabei ganze Arbeit leisten." In den Ausführungsbestimmungen zu der Verordnung heißt es: "Zwischen dem Präsidenten der Reichsmusikkammer und dem Leiter des Berufsstandes deutscher Komponisten, der Hitlerjugend, dem Reichsverband deutscher Rundfunkteilnehmer, der Rundfunkfachpresse, der Parteipresse und der Reichssendeleitung wurde die Schaffung eines Prüfungsausschusses für deutsche Tanzmusik vereinbart. Dieser Ausschuß entscheidet für den Rundfunk endgültig über die Aufführung und Genehmigung oder das Aufführungsverbot eines Werkes."

Dr. Schulz-Köhn - mein Kollege vom Westdeutschen Rundfunk - hat in seiner Sammlung zwei Bilder, die damals in der "BZ am Mittag" einander gegenübergestellt wurden: "Das eine war unterschrieben: 'So war es früher ...'. Es zeigte den berühmten amerikanischen Bandleader Sam Wooding, der in den zwanziger Jahren in Berlin Jazzmusik gespielt hatte ... Unter dem anderen Bild stand: 'So ist es heute: echte deutsche Lebensfreude überall!' Dieses Foto zeigte eine Trachtengruppe beim Tanz." Der Jazzhistoriker Horst H. Lange, dessen Veröffentlichungen ich einen Teil dieses Materials dankbar entnehmen darf, erzählt die amüsante Geschichte, daß sofort nach Hadamovskys Erlaß unter dem Titel "Vom Cakewalk zum Hot" eine Antijazzsendung produziert wurde mit vermeintlich besonders abschreckenden Musikbeispielen. Zur allgemeinen Überraschung wurde diese Antijazzsendung ein ungeheurer Erfolg, konnte man dort doch wenigstens

noch authentischen Jazz hören. Und natürlich wurde auch, wie das damals üblich war, ein Film produziert, der mit "Beispielen der vernünftigen und verjudeten amerikanischen Unkultur die deutsche Bevölkerung aufklären" sollte. Dieser Film wurde mit solcher Begeisterung aufgenommen, daß er in einem Kino in der Gegend des Berliner Kurfürstendamms drei Jahre ohne Unterbrechung lief.

Ich glaube, an dieser Stelle ist ein Einschub angebracht. Es mag hübsch sein, all diese Absurditäten zu belächeln. Aber wir müssen uns bewußt machen, daß es ja nicht nur die Nazis waren, die den Jazz verketzerten oder doch jedenfalls verketzern wollten. Denn, wie wir noch sehen werden, waren sie auf keinem Feld ihrer sogenannten Kulturpolitik so wenig erfolgreich wie gerade auf diesem. Es ist auffällig, daß es dieses Mißtrauen gegenüber dem Jazz in allen Diktaturen linker wie rechter Prägung gab und - wenngleich inzwischen diplomatisch kamoufliert - weiterhin gibt: von Stalin bis Mussolini, von Hitler bis Franco, von Pèron bis zu den Generälen des japanischen Militarismus. Ihnen allen war und ist Jazz suspekt als musikalischer Ausdruck von Liberalität und Individualismus. Es ist inzwischen gezeigt worden, worin - ausdrucksmäßig, musikwissenschaftlich - dieser Freiheitsausdruck liegt: in der Betonung der Improvisation, in der Unabhängigkeit gegenüber Partituren, in der personalisierten und individualisierten Tonbildung des einzelnen Jazzspielers, in der Ablehnung klanglicher Standards, in der Auflösung und Ausweitung des Grundrhythmus, der nur deshalb so stark postuliert wird, damit man um so eigenwilliger von ihm abweichen kann. Alle die eigentlichen Jazzcharakteristika enthalten Individualitäts- und Freiheitsmomente. Und nochmals: dies ist keine historische Replik in Bezug auf die Nazi-Zeit. Es gilt genauso für die heutige Zeit, ja, nach dem Ausklingen der Rock-Ära - des schöpferischen Teiles der Rock-Ära Ende der sechziger Jahre - gilt es heute noch stärker als in den dreißiger Jahren.

Alle die eigentlichen Jazz-Charakteristika enthalten auch Spontaneitätsmomente. Noch in der neuesten Ausgabe des in der DDR herausgegebenen marxistisch-leninistischen Wörterbuchs der Philosophie können Sie lesen, daß "Spontaneität von konterrevolutionären Kräften ausgenutzt werden" kann. Sie hänge zusammen mit der "Borniertheit der gesellschaftlichen Zustände" in früheren Perioden. Und kein Zweifel: diese Einschätzung von Spontaneität muß durchaus genauso für faschistoide Gesellschaftssysteme gelten: Spontaneität bringt und begünstigt konterrevolutionäre Tendenzen.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß man in der DDR dreißig Jahre nach Hitler fast in der gleichen Weise auf Jazz reagiert, wie das die Nazis getan haben. Der Journalist Reginald Rudolf hat das kürzlich überzeugend zusammengestellt. Man merkt ja kaum den Unterschied. Wenn es in der Nazi-Zeit etwa hieß: "Die amerikanische Juden- und Niggermusik zerstört die Substanz unseres Volkes", und wenn heute das Zentralkomitee der SED veröffentlicht: "Die amerikanische Unterhaltungsindustrie will mit ihrer Dekadenzmusik die Substanz unseres Klassenstandpunktes aufweichen." Oder wenn der "Angriff", die Zeitung der SA, fragt: "Wir als Affen des Juden?", und wenn Ulbricht vom Jazz als von einer "Affenmusik" sprach. Oder wenn das "Neue Deutschland" sich über die "spätimperialistischen Giftanschläge der amerikanischen Wallstreet-Gangster mit Tönen" ergeht und Goebbels den Jazz als "systematischen Versuch des internationalen Judentums" bezeichnet, "unsere deutsche Kultur zu zerstören".

Man merkt freilich auch kaum den Unterschied, wenn es - und nun, wohl-gemerkt, in Westdeutschland, im Münchener "Manifest der deutschen Musi-kerunion" von 1971! - heißt: "Der Anteil deutscher Musik wird von Jahr zu Jahr geringer. Wenn dieser Entwicklung nicht unverzüglich Einhalt geboten wird, führt das in absehbarer Zeit zur Zerstörung der musikali-schen Substanz unseres Volkes." Auch in diesem Zusammenhang also sollte uns der schreckhafte und gleichwohl so beliebte Blick nach links nicht den noch notwendigeren und doch so viel weniger beliebten nach rechts verstellen.

Übrigens, ich weiß, natürlich, es gibt inzwischen Jazz in den Ländern Osteuropas. Aber in den meisten dieser Länder wird er nur widerstrebend geduldet, weil man eben nicht anders kann. Als beispielsweise im Mai 1975 endlich - nach Jahren - auch wieder in Moskau ein Jazzfestival er-laubt wurde, geschah dies nur unter der Bedingung, daß es nirgendwo in der Presse und auf Plakaten angekündigt werden dürfe. Polen gilt als das führende Jazzland Osteuropas, aber gerade an diesem Lande wird meine These deutlich: das Signal zu Gomulkas Entstalinisierung - so sagen polnische Politologen - hätte nicht, wie es die westliche Presse be-hauptete, der Aufstand in Lodz gegeben, sondern 1966 und 67 die ersten polnischen Jazzfestivals in Zoppot.

Goebbels also und der Reichssendeleiter Hadamovsky hatten den Jazz ver-boten. Goebbels präziserte in einer Verordnung seines Ministeriums: "Verboten sind 1. Musik mit verzerrten Rhythmen, 2. Musik mit atonaler Melodieführung, 3. die Verwendung von gestopften Hörnern." Diese Regelung, so Goebbels, sei von nun an bindend. Nun, bindend war sie nicht. Es geht mit der Jazzmusik wie mit vielen derartigen Kulturphänomenen: man kann sie unterdrücken, aber man kann sie nicht ausrotten. Ja, oft genug ge-deihen sie in der Unterdrückung und im geheimen besonders gut. Bereits 1937, also zwei Jahre nach dem Verbot, stellte Otto Frickhöffer, ein besonders berüchtigter nazistischer Kulturapostel, fest, daß das, was inzwischen gespielt werde, allenfalls der Beweis einer großen Geschick-lichkeit sei, sich der jeweiligen Lage anzupassen, keinesfalls aber der Beweis für eine echte weltanschauliche Wandlung.

Im gleichen Jahr schrieb eine amerikanische Zeitung, in Deutschland als "Judenblatt" zitiert: "Wenn man die Aufmärsche in Nürnberg sieht, dann kommt man zu der Überzeugung, daß Deutschland für die Demokratie end-gültig verloren ist. Aber ein Trost bleibt noch: Die deutsche Jugend tanzt nach wie vor Jazz." Oder 1939 die Zeitschrift für Musik: "Wer da meint, Jazzmusik wäre im Deutschen Reich nicht mehr vorhanden, irrt sich." Oder - nun schon während des Krieges, 1942 - wieder die "Zeitschrift für Musik": "Es ist mein voller Ernst, ich behaupte, der Jazz lebt noch ... Alles, was bei uns tanzt, hat eine ausgesprochene Vorliebe für den Jazz-rhythmus, ist dabei aber selbst so unrhythmisch, daß der Takt des Tanzes geradezu mit Pauken und Blechdeckeln vorgehämmt werden muß ..."

Ich habe vor Jahren in einer ARD-Fernsehdokumentation zu zeigen ver-sucht, welche raffinierten Methoden sich Musiker und Jazzfreunde damals bedienten. Zunächst gehört es wohl zum Banausentum derer, die das Jazz-verbot von Goebbels und Hadamovsky zu kontrollieren hatten, daß es sich da um unsensible, unkünstlerische Menschen handelte; diese Leute - wir nannten sie damals "Musikwächter" - fahndeten mangels eigener Ohren zunächst einmal nach Jazztiteln und Jazzkomponisten auf den Notenblättern.

Folglich schnitten die Musiker einfach die Köpfe ihrer Noten ab und setzten eigene deutsche Titel darüber. Da wurde dann aus Benny Goodmans "Christopher Columbus" "Auf Entdeckungsfahrt", Goodman selbst wurde wirklich zu einen "guten Mann" namens Gutmann; "Black Bottom", das berühmte Stück von Fletcher Henderson, erlebte seine nationalsozialistische Wiederauferstehung als "Schwarzer Boden" und klang unter diesem Titel womöglich noch besonders nazistisch, deutschem Blut und Boden verhaftet. Aus "Big Noise from Winetka" wurde "Der Große Lärm vom Ku'damm". Aus Artie Shaws Welterfolg "Begin the begin" wurde "Im Takt des Spitzentanzes", komponiert nun nicht mehr von Artie Shaw, der es sowieso nicht komponiert hatte, sondern von einem Mann namens Arthur Schau. Der "St. Louis Blues" war das "Lied vom Blauen Ludwig". Besonders beliebt war ein Stück unter dem Titel "Josef, Josef", das wir alle damals natürlich auf Josef Goebbels bezogen, obwohl es längst vorher komponiert worden war, und das nun angesagt wurde als "Sie will nicht Blumen, will nicht Schokolade". Größter Erfolg all dieser Jazznummern war der "Tiger Rag", kamoufliert unter dem Titel "Schwarzer Panther".

Wichtig war es natürlich auch, sich bei den Nazifunktionären "lieb Kind" zu machen. So spielte Teddy Stauer, das berühmte Schweizer Swingorchester, jahrelang immer wieder das gleiche Stück, und wir wunderten uns damals oft, warum er immer dieses Stück spielte, obwohl es musikalisch gar nicht gut war. Erst nach dem Kriege erfuhr man: es war die Komposition eines hohen Beamten der Reichsmusikkammer. Dadurch blieb Teddy Stauer verhältnismäßig lang unbehelligt, bis er schließlich auch noch das "Horst-Wessel-Lied", die zweite deutsche Nationalhymne während der Nazizeit, verjazzte; da mußte er Deutschland verlassen.

Einen ausgesprochenen Höhepunkt fanden die Jazz-Aktivitäten im Jahre 1936, als Goebbels und Hitler wegen der Olympiade und der zahlreichen ausländischen Gäste den Eindruck eines besonders internationalen kosmopolitischen Kulturlebens in Deutschland, vor allem in Berlin, erwecken wollten. Berlin wurde damals zu einem Mekka ausländischer Musiker - aus Skandinavien, aus Belgien und Holland, aus den Ländern des Balkans. Wirklich schlecht hatte es der Jazz im Grunde nur in den drei Jahren von 1937 bis 1939; denn dann kam der Krieg. Und wie man 1936 den Jazz bei der Olympiade für die ausländischen Gäste gebraucht hatte, so brauchte man ihn nun für die Truppenbetreuung, zur Aufheiterung der Stimmung der Soldaten. Die Soldatensender, die rings um Deutschland in den besetzten Gebieten entstanden, in Polen, in Rußland, in den Ländern des Balkans - besonders berühmt und erfolgreich, auch heute noch vielen bekannt, der Soldatensender Belgrad, an dem damals Friedrich Meier wirkte, ferner Sender in Süditalien und Nordafrika, in Frankreich und Skandinavien, bis hinauf zum Nordkap - diese Sender füllten den europäischen Äther mit Jazz und Swing, wie er - ich glaube, man darf das sagen - nie vorher oder nachher damit gefüllt war. Ich selbst lag - wenn ich eine kleine persönliche Erinnerung einflechten darf - damals am Nordabschnitt der russischen Front, am Wolchow und am Ladogasee. Der für uns zuständige Sender war der Soldatensender Pleskau. Dort wurde gelegentlich erwähnt, daß man aus Berlin nicht die rechten Platten bekäme. Wir Soldaten wurden aufgefordert, doch Schallplatten, falls wir welche hätten, vorbeizubringen oder vorbeizuschicken. So brachte ich denn von einem Heimaturlaub aus Berlin einen ganzen Stoß von Platten mit Musik von Benny Goodman und Louis Armstrong, Fletcher Henderson und Count Basie mit, und all das füllte von nun an den nordrussischen Äther: dies, wenn ich so sagen darf, der Beginn meiner "Rundfunkarbeit".

Man muß sich die Doppelzüngigkeit, um nicht zu sagen, die Verlogenheit der Situation vor Augen führen. In der Heimat war Jazz verboten, wurde er als Musik - je nach Laune - der bolschewistischen Untermenschen oder der kapitalistischen Plutokraten, oft genug beides in einem Atemzug, verketzert; an der Front wurde er zur moralischen Stärkung eben der Soldaten gespielt, die diese Bolschewisten und Kapitalisten bekämpfen sollten. Die Nazis hatten gleich 1939 bei Kriegsausbruch ein Tanzverbot erlassen, das aber bereits 1940 gelockert, schließlich ganz aufgehoben und nur in besonderen Katastrophensituationen - etwa in den Monaten der Schlacht bei Stalingrad - wieder erlassen wurde. Goebbels, der sich ja im Bereich solcher Dinge auskannte, wußte genau: Je schlechter es den Leuten ging, desto ausgelassener mußte die Musik sein.

Immer deutlicher, wie gesagt, wurde Zweischneidigkeit, die Unaufrichtigkeit der Situation. So schrieb die Reichsleitung der NSDAP 1944 an Reichsminister Alfred Rosenberg: "Wenn manchmal gesagt wird, wir dürfen gerade jetzt im Krieg auf den Jazz nicht verzichten, weil bestimmte Volkskreise auf ihn Wert legen, so kann man nach meiner Überzeugung darauf nur antworten, daß diese Volkskreise kaum die Stützen unserer Weltanschauung und unseres Staates sein dürften." Man sollte es sich deshalb nicht zu einfach machen. Immerwieder zeigte sich, daß mit dem Jazzverbot der Nazis nicht zu spaßen war. Hier zum Beispiel eine Weisung von Goebbels nach dem Protokoll vom 7. Juli 1940: "Herr Gutterer soll die Polizei beauftragen, in ein oder zwei Razzien auf dem Wannsee und den anliegenden Seen alle englischen Grammophonplatten zuzüglich Grammophonapparaten beschlagnahmen zu lassen. Bei den Besitzern soll nachgeprüft werden, ob sie etwa als unabhkömmlich geführt werden, und nach Möglichkeit sollen sie in Arbeitskolonnen beschäftigt werden. Der Minister bezeichnete es als einen Skandal, daß während des Krieges Jazzmusik mit englischem Text in englischer Sprache öffentlich verbreitet wird. Eine ein- bis zweimalige Aktion, so der Minister, dürfte ausreichen, daß sich in den betreffenden Kreisen die Tatsache eines derartigen Vorgehens schnell herumsprechen wird." Wir alle haben damals erfahren, daß Musiker und Jazzfreunde plötzlich verschwanden, manchmal nur für ein paar Tage, oft für einige Wochen, aber auch für längere Zeit: daß sie in Arbeitslagern untergebracht wurden oder daß ihre Papiere den Hinweis erhielten, sie seien an besonders gefährlichen Frontabschnitten auf sogenannte "Frontbewährung" einzusetzen. Überdurchschnittlich viele von ihnen sind nicht aus dem Krieg zurückgekehrt.

Aber die Zweischneidigkeit der Situation geht noch weiter. Bereits 1941 hatte Goebbels das sogenannte Deutsche Tanz- und Unterhaltungsorchester - allgemein abgekürzt als DTU - gründen lassen, vorwiegend unter Leitung von Georg Haentzschel und Willi Stech. Dieses Orchester hatte zwar offiziell den Auftrag, für den deutschen Rundfunk eine sogenannte eigene "artgemäße Tanz- und Unterhaltungsmusik" zu kreieren. Aber in Wirklichkeit, im Grunde unter der Hand, wurde es immer mehr zu einer Swingband, zumal ab etwa 1943, als immer mehr deutsche Musiker eingezogen und durch Holländer und Belgier, schließlich auch durch Tschechen ersetzt wurden. 1943 wurde das DTU nach Prag ausgelagert wegen der ständigen Bombenangriffe auf Berlin.

Fachleute haben die Qualität dieses DTU durchaus vorteilhaft mit der von Glenn Miller, dem damals erfolgreichsten amerikanischen Swingorchester, verglichen. Was sofort am Spiel des Orchesters auffällt, ist: Es gibt

ein ungeheuer präzises, diszipliniertes Zusammenspiel, aber es gibt kaum Soli. Und wo es sie gibt, klingen sie, als seien sie vorher aufgeschrieben und sorgfältig eingeübt worden. Und darin spiegelt sich etwas vom Geist jener Jahre: Disziplin - die hatte man ja. Aber was zuallererst als Jazz empfunden wurde, das war das Jazz s o l o, denn dies war der individualisierte, personalisierte Ausdruck des Einzelnen, des freien, unabhängigen Individiums. Deshalb waren ja auch die Dämpfer so besonders verschrien. Sie personalisierten den Ausdruck noch zusätzlich.

Ein weiteres Problem kam hinzu: Nun, da die Fronten immer näher an Deutschland heranrückten, wurde auch die Gefahr, daß die deutsche Bevölkerung ausländische Sender abhörte, immer größer. Bereits 1934, also lange vor dem Krieg, war auf einer Intendantentagung in Berlin festgestellt worden: "Die Hörer der Grenzgebiete, die Gelegenheit haben, ausländische Sendestationen zu empfangen, müssen daran gehindert werden, daß sie die Unterhaltungsprogramme dieser Sender, vor allem ihre zum Teil ausgezeichneten Tanzmusiken abhören. Sie können aber nur dadurch daran gehindert werden, daß wir Ihnen eine n o c h bessere Tanzmusik bieten." Genau das geschah im Kriege in wachsendem Maße. Jazz wurde zu einem ausgesprochenen Propagandamittel - und zwar auf beiden Seiten. Die BBC, der Alliierte Soldatensender Calais sowie zahlreiche andere Propagandasender und natürlich auch die mit den alliierten Truppen immer näher an Deutschland heranrückenden AFN- und BFN-Stationen brachten ständig Jazz und Swing. "Selbst Glenn Miller", so Horst H. Lange, "hatte deutschsprachige Spezialprogramme - Propagandasendungen für die deutschen Landser -, bei denen eine gewisse Ilsa die neuesten Hits sogar in deutsch sang. Glenn Millers Swingmusik in der sogenannten 'Wehrmacht-Hour' der alliierten Propagandastationen wurde für viele spätere Jazzfreunde ... zu einer ersten Begegnung mit jazzartiger Musik."

Diesen Jazzprogrammen der Alliierten wurde eigener Jazz entgegengesetzt. Die hervorragenden Musiker, die durch das DTU nach Berlin bzw. Prag gezogen worden waren, wurden hierfür in den verschiedensten Besetzungen und Umgruppierungen, in kleineren und größeren Swing- und Jazzcombos eingesetzt. Eine bekannte deutsche Radiopropagandaband hieß "Charly and his Orchestra". Charly war nicht nur im Rundfunk zu hören, es wurden auch Schallplatten von seiner Musik "mit den üblichen Churchill-, Stalin- und Roosevelt-Beschimpfungen und anderen Verhöhnungen" (Horst H. Lange) hergestellt, die die Luftwaffe hinter der Front für die alliierten Soldaten abwarfen.

(Fortsetzung folgt)

RUNDFUNKARCHIVE UND WISSENSCHAFT -

- unter diesem Titel stand die Tagung der Fachgruppe Dokumentation des Studienkreises am 23. Mai 1975 in Bad Homburg. Das Einleitungsreferat von Ansgar Diller ("Tondokumente als Quellen der Geschichte") und der Bericht von Franz-Josef Heyen ("Kooperation zwischen Landesarchiven und Rundfunkarchiven") sind in Nr. 4/1975 der MITTEILUNGEN erschienen. Hier folgt der Vortrag eines Literaturwissenschaftlers, der die Forderungen aufzählt, die nach seiner Ansicht sein Fach an die Rundfunkarchive stellen muß.

Jörg Drews:

WIE DIE DEUTSCHEN RUNDFUNKARCHIVE DER LITERATURWISSENSCHAFT
HELFEN KÖNNTEN

Eine Realutopie

Von Etatfragen, von Fragen der personellen und der technischen Ausstattung abgesehen, sieht das Deutsche Rundfunkarchiv - in Kooperation mit den Archiven der einzelnen Sendeanstalten - sich, wenn ich die Einladung von Herrn Dr. Heckmann richtig verstanden habe, vor der Aufgabe, das, was gegenwärtig auch literarisch im Medium Rundfunk und im Medium Fernsehen geschieht, nicht nur wieder als Material für die Herstellung neuer Sendungen zu betrachten, sondern das Aktuelle sozusagen gleich als historisches Geschehen zu antizipieren, also für nähere oder fernere Zukunft das wichtige Material für die historischen Wissenschaften richtig zu archivieren. Und wer einmal vor der Aufgabe stand, herauszubekommen, was dieser oder jener Autor - sagen wir Arno Schmidt, Günter Grass, Günter Eich oder Alfred Döblin - in den vierziger, fünfziger, sechziger Jahren an Lesungen, Features oder Kommentaren für den Rundfunk gemacht haben, wann es Sendungen von ihnen oder über sie gab, wie oft sie wiederholt wurden, wo Manuskripte liegen oder wo Tonband- oder Schallplattenaufnahmen, schließlich auch, welche Honorare sie erhielten, der wird gemerkt haben, wie mißlich und arbeiterschwerend es ist, daß literarische Arbeit im Rundfunk bisher nicht systematisch und lückenlos archiviert ist. Die Produktionsanstalt Rundfunk muß - könnte man vielleicht sagen - mehr Respekt vor ihrem eigenen Tun bekommen und einsehen, daß sie gewiß dem Tage dient, daß aber gerade dieser ihr Dienst als Gesamtphänomen und in unzähligen Details mehr als nur ephemere ist.

Ich weiß nicht genau, welche Mittel und welches Personal dem Deutschen Rundfunkarchiv in Zukunft zur Verfügung stehen werden, aber auf die Gefahr hin, eine Utopie zu entwerfen, will ich doch versuchen, möglichst viele Desiderata zu nennen, Desiderata für die Literaturwissenschaft, die Geschichte der Literaturkritik insbesondere und für die historische Beschäftigung mit den Medien. Wo Abstriche notwendig sein werden, wo die Mittel zu gering sein werden oder der Umfang des zu archivierenden Materials zu groß sein wird, werden wir ja wahrscheinlich in der Praxis sehr schnell merken. Vielleicht haben die Wünsche, die ich von der Seite der Literaturwissenschaft her äußere, etwas Nutzeffekt bei der Neudefinition des Begriffs dessen, was denn an Literatur im Funk "dokumentarisch wertvoll" und archivierenswert ist.

Ich gehe von einem Gebiet aus, das mich selbst interessiert, von der Literaturkritik und der Geschichte der Literaturkritik als einem Teilgebiet der Literaturgeschichte. Es gibt eine zunehmende Zahl von Semina-

ren an den Universitäten, die sich mit der gegenwärtigen Literatur und Literaturkritik beschäftigen, sei es mit der Rezeption eines bestimmten Autors quer durch alle Medien (soweit diese Rezeption sich in den Medien abspielte), sei es mit den Publikationstypen, die auf die Rezeption und Verbreitung von Literatur Einfluß haben. Es ist schon schwierig, auf dem Weg über die Verlage an die gesammelten Rezensionen zu einem Buch oder mehreren Büchern eines Autors heranzukommen, aber meist ist es noch schwieriger, Rezensionen von den Rundfunkanstalten zu bekommen, das heißt nach Ablauf einiger Zeit an die Typoskripte der Rezensionen heranzukommen. Wir bräuchten also eine möglichst komplette Sammlung aller Literaturkritiken, die über die deutschen Sender gehen, also neben den Sendedaten auch die Typoskripte, die wenigstens an einer Stelle zentral verfügbar sind, damit Doktoranden, die das literarische Rezensionswesen untersuchen, an das Material kommen können und damit die Arbeit der Universitätslehrer für Literaturkritik und Gegenwartsliteratur, wie wir sie zum Beispiel an der Universität Bielefeld haben, erleichtert wird, und das heißt: nicht nur auf persönliche Beziehungen und Findigkeit angewiesen bleibt. Dann könnte man zum Beispiel auch leichter untersuchen, wie die Rezensionen im Funk zusammenhängen mit den Rezensionen in Zeitungen; mancher Literaturkritiker ist ja gezwungen, seine Arbeiten zweimal zu verkaufen, zuerst an den Funk, dann - meist in leicht veränderter Form - an eine Zeitung oder Zeitschrift, damit er von den Honoraren überhaupt leben kann.

Zweitens bräuchten wir eine Archivierung von Manuskripten aller literarischen Autoren von allen Sendungen, die sie machen, und zwar nicht nur der im engeren Sinn literarischen, sondern auch der Features, Dokumentationen, Reportagen, Essays usw., die sich thematisch von der Literatur im eigentlichen Sinn entfernen. Es ist ja bekannt, daß viele Autoren mehr Geld durch den Rundfunk verdienen als durch die Publikation ihrer Bücher, die sich dennoch als ihre "eigentliche" Arbeit betrachten. Nicht nur zur Erweiterung unserer Kenntnis des Werkes von Schriftstellern, sondern auch als Quellen für eine Sozialgeschichte der Literatur bzw. der Literaturproduktion und der Arbeitsbedingungen der Autoren müßten wir auch wissen, was sie an Halb- und Außerliterarischem gearbeitet haben oder arbeiten müßten.

Ich habe Radio-Features genannt, wie sie von Alfred Andersch über Arno Schmidt bis Dieter Kühn viele Autoren der Gegenwart geschrieben haben; es gehörten auch die Arbeiten für den Schulfunk dazu, die ja meist eine Art didaktisches Feature darstellen. Wir bräuchten aber nicht nur die Texte (und zumindest in Auswahl auch Tonbandaufnahmen: für stilgeschichtliche Untersuchungen zu Radio-Inszenierungen!) der Features der Autoren, sondern die Texte von möglichst vielen Features überhaupt, weil ohne Rücksicht auf den spezifisch literarischen Rang der Autoren die Gattung des Features - neben den neuen funkisch-literarischen Gattungen Hörspiel, Hörtext und Rezension - literarisch interessant ist und untersucht wird oder werden wird.

Wichtig wären auch der Nachweis und die Texte von Interviews mit Autoren; sehr viele davon wurden oder werden später nicht gedruckt, enthalten aber oft interessante Aufschlüsse über Ansichten, Arbeitsvorhaben etc. von Autoren, so daß sie sowohl für wissenschaftliche Werkausgaben der Autoren und für ihre Interpretation relevant sein können. Die Interviews finden sich ihrerseits oft eingebettet in die Berichterstattung von

Tagungen, kulturellen Feierlichkeiten, Autorentreffen, und auch diese wären möglichst vollständig festzuhalten, um genauere Untersuchungen zur Kultur- und speziell zur Literatur-Berichterstattung zu ermöglichen.

Ein weiteres Desiderat wären Aufnahmen von Funk-Lesungen von Autoren, gelesen a) von Sprechern des Funks mit ihrem spezifischen Sprechstil, b) von den Autoren selbst. Dabei sind selbstverständlich die Autoren sozusagen "ersten Grades", die Dichter und Schriftsteller selbst am wichtigsten, aber in Stichproben wären auch die Arbeiten von Literaturkritikern auf Tonband festzuhalten; man stelle sich nur einen Moment vor, wir hätten mehrere Aufnahmen von Walter Benjamin als Literaturkritiker aus der Zeit um 1930! Die Autorenlesung ist ein Grenzfall: Sehr oft wird es genügen, das Manuskript zu haben, damit man wenigstens weiß, was gelesen wurde. Übrigens stecken aber schon hier bisweilen Überraschungen drin, weil die Autoren manchmal im Funk Texte lesen, die dann nicht im Druck erscheinen, entweder weil sie keinen Verleger dafür fanden oder die Arbeit an dem Werk aufgegeben haben. Eine gewisse Anzahl von Lesungen von Autoren, auch (noch) weniger berühmter, sollten auf jeden Fall auf Band vorliegen und wenigstens ihr Standortnachweis zentral geführt werden. Es gibt außerdem den zunehmend häufigeren und wichtigen Fall, daß die Lesung durch den Autor nicht nur eine schöne Ergänzung des Textes bedeutet, sondern daß der Autor allein die "richtige" oder authentische Lesung eines Textes hervorbringt, der gedruckt nur eine sehr offene "Partitur" für die Realisation ist. Ich meine hier die sogenannten "Hörtexte", die gar nicht mehr adäquat mit unserem normalen Buchstaben- und Interpunktionsystem samt Leseanweisungen im Druck wiederzugeben sind, sondern von Beginn gleich so konzipiert sind, daß sie akustisch realisiert und rezipiert werden müssen. Dies gilt vor allem für viele Autoren der "Experimentellen Dichtung" und der "Konkreten Poesie", wo das Medium Rundfunk oder Fernsehen nicht nur einfach einer unter mehreren möglichen Transporteuren eines Textes ist, sondern wo die Struktur des Werks auf die technisch-mediale Realisierung und Konservierung angewiesen ist.

Ähnlich verhält es sich mit dem Hörspiel. Wenngleich der Funk vergleichsweise früh erkannt hat, daß das Hörspiel eine der stolzesten literarischen Eigenleistungen des Mediums Funks ist und die Aufbewahrung relativ sorgfältig gehandhabt wurde, so dürfte es doch kaum möglich sein, die Geschichte des Hörspiels komplett mit vorhandenen Aufnahmen oder mit vorhandenen Manuskripten zu belegen. Das heißt, daß wir hier eine literarische Gattung haben, deren Geschichte wir schon in einem recht kurzen Zeitraum - nach rückwärts gerechnet - nicht mehr ganz rekonstruieren können. Erfreulicherweise wird die Aufbewahrung von Tonbändern mit Hörspielen immer zuverlässiger und dichter, je näher wir zur Gegenwart kommen - was umso wichtiger ist, als für das moderne Hörspiel gilt, was oben schon über die "Hörtexte" gesagt wurde, daß nämlich das Manuskript nur noch eine schwache Ahnung gibt von dem, was wirklich gesendet wurde, weil die Stereophonie oder die Kunstkopftechnik dem Autor, der ja inzwischen dabei oft selbst Regie führt, erhebliche Möglichkeiten der Realisierung an die Hand geben. Es wird also zunehmend wichtiger, nicht nur die Texte von Hörspielen, sondern deren konkrete Klanggestalt selbst kennenlernen zu können. Es könnte dann auch untersucht werden, wie das Manuskript, das der Autor einreichte, verändert wurde, sei es durch die Hörspielredaktion unter Mitwirkung bzw. mit Einverständnis des Autors, sei es bei der Realisierung durch den Autor oder den Regisseur. Aus dem Verlagswesen ist die Diskrepanz zwischen Werk des Autors (1. Stufe)

und schließlich publiziertem Text (2. Stufe) schon bekannt, wenn auch nicht häufig nachweisbar, weil an die ursprünglichen Texte nicht heranzukommen ist, aber was als Buch eines Autors erscheint, ist nicht nur bei Sachbüchern, sondern auch bei Literatur mit - tendenziell - "Kunst"-Charakter oft Ergebnis einer Zusammenarbeit zwischen Lektor und Autor. Kurz: Beim Hörspiel besteht, etwa bei dem Stück, das den Hörspielpreis der Kriegsblinden für 1974 erhielt, bisweilen eine enorme Entfernung zwischen Text und Realisation; Dieter Kühns "Goldberg-Variationen" sind als Text sozusagen noch weniger als eine Partitur, sie sind fast nur eine Art Realisierungsvorschlag, binden den Regisseur noch weniger als eine Partitur den Dirigenten. Es ist sehr nachdrücklich zu begrüßen, daß das Rundfunkarchiv an einem Katalog arbeitet, der auflisten soll, was an Hörspielen als Manuskript und Tonaufnahme noch existiert, und wo.

Ich weiß nicht, wieweit das Deutsche Rundfunkarchiv auch Fernsehsendungen (Sendedaten; Manuskripte; etwa gar Videotapes?) der ARD - und eventuell gar des ZDF? - in seine Archivierungsarbeit einbeziehen kann. Im großen und ganzen gälte hier aber Analoges zu dem über die Radio-Arbeit von Autoren Gesagten; zumindest müßten lückenlos Sendedaten und, soweit vorhanden, Manuskripte (Treatments, Drehbücher) zu den Sendungen abrufbar sein, oder wenigstens nachträgliche Abschriften des Sendetextes, etwa vor allem bei Interviews. Wenn es aus Gründen des Arbeitsaufwands nicht Videotapes aller literarisch wichtigen Sendungen an zentraler Stelle geben kann - es werden gerade hier ja auch erhebliche urheberrechtliche Schwierigkeiten auftauchen -, so müßte doch ein zentral katalogisierter Hinweis darauf vorhanden sein, wann und wo Fernsehsendungen stattfanden, in denen ein Autor auftrat oder die ein Autor gestaltete, bei denen er Regie führte, in denen er eine Rolle hatte usw.

In Auswahl aus der riesigen Materialmenge wäre die Literaturwissenschaft schon dankbar, wenn es bald möglichst viele Funk-Bibliographien zu einzelnen Autoren gäbe, so daß man etwa nachsehen könnte: Welche Arbeiten hat Rolf Dieter Brinkmann für den Funk gemacht? Wann ist er in größerem Umfang im Fernsehen aufgetreten? Hat Herbert Achternbusch oder Uwe Johnson Rollen in Fernsehfilmen gespielt? Wann wurden - und von wem - Bücher von Peter Handke im Funk besprochen? Oder: Gibt es eine Funkaufzeichnung mit einer Lesung von Gedichten von und durch Oskar Pastior oder Paul Wühr?

Auf jeden Fall ist die Zeitspanne, die zwischen der Publikation (Sendung, Druck) eines literarischen Werkes und dem Beginn der wissenschaftlichen Beschäftigung damit liegt, tendenziell immer kürzer, so daß was heute produziert bzw. gesendet wird, sehr bald Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung sein kann. Und zugleich bringt es das sich auf neue Gegenstände ausdehnende Interesse der Literaturwissenschaft mit sich, daß zum Beispiel auch Schlagertexte zum Objekt der Wissenschaft werden können, wobei sich, ähnlich wie beim Hörspiel mit seinen Musikeinblendungen, Kooperationen zwischen Musik- und Literaturwissenschaft ergeben könnte, ja einfach unabweisbar würde; außerdem rückt nicht nur die Literaturkritik und das Hörspiel ins Interesse der Wissenschaftler, was abzulesen ist an Dissertationen, die schon über die Literaturkritik am Westdeutschen Rundfunk entstehen und an Seminaren über die Zusammenhänge zwischen literarischem Markt und Literatur im Rundfunk, sondern auch eine Gattung wie das Dialekthörspiel erhält von den Dialektforschern immer größere Aufmerksamkeit, und man kann nur hoffen, daß bei dieser zunächst weithin als "leichter" angesehenen Art von Literatur im Funk auch gute Konservierungsarbeit geleistet wird.

Drei Hinweise noch zum Schluß, die als Fragen und Bitten zu verstehen sind, die vielleicht vom Deutschen Rundfunkarchiv oder - to whom it may concern - von den Archiven einzelner Sender erhört werden können.

1. Wir bräuchten - gleichgültig, ob in Frankfurt oder sozusagen bei der historischen Abteilung der Stelle "Honorare und Lizenzen" dies Material aufbewahrt werden könnte - auch Unterlagen über die Honorare, die die Autoren vom Funk im Laufe der Jahre erhalten haben. Aus dem "Autorenreport" von Fohrbeck/Wiesand wissen wir, daß viele Autoren seit Jahren ihren Lebensunterhalt überwiegend durch Arbeit für den Funk beziehen, und das schon seit den vierziger Jahren. Das heißt: Wer einmal die Rolle des Funks für die Literatur ab 1945 untersuchen wird, muß auch diese ökonomische Seite in seine Arbeit einbeziehen: Der Funk als Arbeitsplatz und als Quasi-Mäzen für Autoren, deren öffentlicher Ruhm dann viel mehr auf ihren Büchern beruht, die sie aber nur schreiben konnten, weil der Funk sie indirekt finanzierte. Das Phänomen ist übrigens nicht neu, es betrifft nicht nur Autoren wie Günter Eich, sondern um 1930 schon einen Autor wie Walter Benjamin, der sich einige Jahre lang hauptsächlich durch Arbeiten für den Funk ernährte.

2. Von hoher Aufschlußkraft wäre auch die Korrespondenz zwischen Autoren und Redaktionen. Die Briefe als nicht rundfunkspezifische Quellen, die aber im Zusammenhang mit dem Rundfunk auftauchen bzw. entstehen, sollten wenn irgend möglich auch aufbewahrt werden; man könnte sich vorstellen, daß dieses Material dem Funk auch gerne nach einem gewissen Zeitraum abgenommen würde und dann etwa beim Deutschen Literaturarchiv in Marbach oder bei ähnlichen Institutionen archiviert würde.

3. Wir bräuchten Kurzbiographien - unter dem Gesichtspunkt der Funk-Arbeit - von Autoren, die selbst Angestellte des Rundfunks sind oder waren, also eine Art Personalbogen, aus dem hervorgeht, welches Ressort sie leiteten, für welche Sendungen oder für welchen Typ von Sendungen sie in welchem Zeitraum zuständig waren. Das wäre nötig für eine Literaturgeschichte des Rundfunks, für die Erforschung der Politik des Rundfunks auf dem Gebiet der Literatur, die ja nicht zuletzt auch geprägt wird von den Leuten, die an bestimmten Stellen sitzen und die jeweils anderes für wichtig halten, also neben einem Stamm von Mitarbeitern auch bestimmte neue Autoren heranziehen werden, andere Themen bevorzugen usw. Beispiele dafür, wie eine neue personelle Besetzung eines Ressorts, etwa der Hörspieldramaturgie eines Senders, sich auf dessen literarische Produktion auswirken kann, braucht man hier kaum zu geben.

In einer Formel gesagt: Der an der Untersuchung von Literatur im Rundfunk interessierte Wissenschaftler wäre dann glücklich, wenn die Materialermittlung nicht mehr selbst eine Forschungsanstrengung erfordern würde.